

Buchbesprechungen

Wolfgang F. Meier/Werner Schäfke: Köln. Eine Stadtgeschichte in Bildern, Köln/Wien/Weimar: Böhlau Verlag 2020, 4 Bde., 189, 194, 194, 207 S., zahlr. Abb., 99,00 €.

Eine Kasette mit vier handlichen Bänden im Quart-Format lädt ein, entlang qualitätsvoller Farbfotografien die Geschichte Kölns Revue passieren zu lassen. Die über 300 Fotos nehmen eine Seite, zuweilen auch eine Doppelseite ein, und der Kommentar des früheren Direktors des Stadtmuseums Werner Schäfke füllt die gegenüberliegende beziehungsweise angrenzende Seite. Dieses Format »Die Geschichte von XY in Bildern« in leicht konsumierbaren Häppchen (dem heutigen Leser scheint wenig jenseits einer Bildschirmseite zumutbar zu sein) ist seit geraumer Zeit publizistisch angesagt, wobei allerdings längst nicht jedes Produkt an das Niveau von Neil MacGregor herankommt, dem früheren Direktor des British Museum (herausragend: Shakespeare's Restless World. An Unexpected History in Twenty Objects, London u. a. 2013).

Die Fotos evozieren ein Köln des ewigen Sommers unter postkartenblauem Himmel, voller Kirchen und voller Kunstschätze in Museen, ergänzt durch stimmungsvolle Nachtaufnahmen. Menschen begegnen vorwiegend in Form von Skulpturen, und ihr alltägliches Leben entlang der Wohn-, Arbeits- und Vergnügungstätten bleibt weitgehend ausgespart. Entdeckt man Passanten oder studiert geparkte Autos, so wird deutlich, dass die Bilder mindestens 25 Jahre alt sind, einige noch älter. Sie sind nämlich nicht für dieses Projekt entstanden, sondern stammen aus den Beständen des ausgewiesenen Köln-Fotografen Wolfgang F. Meier, der mehrere Jahrzehnte für das Rheinische Bildarchiv tätig war. Seine Fotos von Kunstschätzen und Skulpturen beeindruckten (etwa Bd. 3, S. 61: Nikolaus Gülich), und auch die Architekturaufnahmen laden zum Betrachten ein; freilich fehlen die im Text (Bd. 4, S. 36) genannten Museumsneubauten, da sie erst nach 2000 entstanden. Andererseits wird bisweilen beschrieben, was längst nicht mehr existiert, so die Boers-Stele in der Antoniterkirche (Bd. 4, S. 78).

Die vier Bände werden jeweils von historischen Abrissen eingeleitet, die sehr summarisch ausfallen und einiges Vorwissen voraussetzen. Dies gilt auch für die Topographie, da die Bände keine einzige Karte enthalten. Von einer durchgehenden »Geschichte« Kölns kann eigentlich keine Rede sein, eher von einem episodischen Stadtpaziergang entlang markanter Bauten und Monumente. Der Verlagsanzeige zufolge werden die Bilder »so kenntnisreich wie unterhaltsam und leichtfüßig erläutert«, sodass sich die Maßstäbe von Wissenschaftsprosa und Kohärenz von vornherein verbieten; die Texte sind eher assoziativ als analytisch. So wird zum Beispiel zu einer Emailscheibe des 11. Jahrhunderts (Bd. 1, S. 97) mit dem Bildnis des thronenden Severin die bekannte Geschichte vom himmlischen Gesang zur Todesstunde des hl. Martin von Tours erzählt, die mit der Kölner Stadtgeschichte nichts zu tun hat. Auf die Darstellung des hl. Severin in der Ikonographie des Apostels Petrus mit grauem Haar, Oberkopfglatze und kurzem Vollbart, wie sie in der Spätantike festgelegt wurde, wird nicht eingegangen, obwohl man an dieser Stelle die Rom-Imitatio im Köln des hohen Mittelalters hätte thematisieren können.

»Bilder erzählen« (so die Titelworte zu den Bildteilen) eben nicht, es sind die Texte, die ihnen einen Platz in der Stadt und ihrer Geschichte zuweisen. Die Texte überzeugen dort am meisten, wo der Verfasser auf seine reichen Kenntnisse aus der Denkmalpflege zurückgreifen kann (zum Beispiel Bd. 1, S. 47 zum Römerbrunnen). Manches bleibt hingegen unverständlich, etwa wie es vom Pöstchen-Geschacher zum Gülich-Aufstand kam (vgl. Bd. 3, S. 60–63), oder warum die Rolle der Edelweißspiraten im Widerstand umstritten ist (Bd. 4, S. 30). Ob man die Bonmots des Autors goutiert, ist Geschmacksache (etwa Augustus als »Der Pate«, Bd. 1, S. 40), und über Stilblüten kann man hinweglesen (Insidergeschäfte als »suchterzeugende, so süß duftende Blüte des Kapitalismus«, Bd. 4, S. 21), doch die Sicht auf die Kölner »Demokratie im Wandel« (Bd. 4, S. 37–40) hätte deutlich kritischer ausfallen können, wenn man denn als Kapitalismuskritiker auftreten will.

Man fragt sich etwas ratlos, an wen sich diese Publikation eigentlich richtet. Gewiss nicht an Historiker, Kunsthistoriker oder Denkmalschützer, und Nicht-Kölner lesen und betrachten die Bände vermutlich mit wenig Gewinn. Warum aber sollten Kölner einen derart stolzen Preis zahlen für Bilder, die zwar sehr ansprechend sind, aber ein Stadtbild widerspiegeln, das bereits eine Generation zurückliegt, und für Texte auf dem Niveau des Wochenend-Feuilletons? Zudem verärgert die oberflächliche Redaktion – selbst in »wissenschaftlichen« Verlagen ist man offensichtlich nicht mehr willens oder in der Lage, die Kommaregeln korrekt anzuwenden; es blieben deutlich zu viele Fehler stehen.

Letha Böhringer, Köln/Bonn

Reinhard Matz/Wolfgang Vollmer: Köln von Anfang an. Leben – Kultur – Stadt bis 1880, Köln: Greven Verlag 2020, 392 S., 402 S/W- und Farbabb., 50,00 €.

Nach der erfolgreichen und eindrucksvollen Trias von opulenten Bildbänden mit Fotografien zur Geschichte Kölns ab 1880 (vgl. die ausführliche Besprechung in GiK 67 [2020], S. 401–404) lag es nahe, anschließend einen Band zu erarbeiten, der die Zeit vor 1880 abdeckt, um so die »visuelle Geschichte der Stadt« zu komplettieren. Reinhard Matz und Wolfgang Vollmer haben sich dieser großen Aufgabe gestellt und mit dem Band »Köln von Anfang an« ein wirklich eindrucksvolles und drucktechnisch hervorragendes Kompendium vorgelegt, das in chronologischer Anlage Bildzeugnisse zur Kölner Stadtgeschichte zusammenstellt, wie man sie so noch nie in einem Band vereinigt fand. Der Band ist nach einem Prolog mit Zeugnissen aus der Vorgeschichte in sieben Kapitel eingeteilt, die eher traditionell nach der jeweiligen Stadtherrschaft angeordnet sind – also von den Römern bis zu den Preußen. Diese Kapitel werden jeweils von historischen Überblicken aus der Feder von Reinhard Matz eingeleitet, die in ihrer Verknappung und Zuspitzung manchmal zu Vereinfachungen neigen, aber immer lesenswert und instruktiv sind. Man stößt aber auch auf problematische Formulierungen, etwa wenn (S. 155) zwei Kölner Erzbischöfe im 16. Jahrhundert »von der Glaubens- und Kirchenreformation Luthers infiziert« werden – dieses Sprachbild ist einfach unpassend! Ergänzend wurden insgesamt 19 zeitgenössische Texte zu den chronologischen Abschnitten hinzugefügt, die den jeweiligen Zeitgeist illustrieren sollen.

Neben bekannten Namen wie Petrarca, Casanova oder Victor Hugo stehen hier auch klug gewählte Textpassagen aus unbekannteren Werken.

Vom Anspruch her sollen die Bildzeugnisse »medial-chronologisch der Zeit ihrer Herstellung« zugeordnet werden (Vorwort, S. 11). Dieses Prinzip stößt natürlich manchmal an seine Grenzen – etwa beim »Petrusstab«, der (S. 67 in viel zu kleiner Abbildungsgröße) der Römerzeit zugeordnet wird, aber natürlich erst durch Erzbischof Bruno im 10. Jahrhundert nach Köln kam (S. 91) und dessen Manschetten im 8. und 14. Jahrhundert entstanden. Die Auswahl berücksichtigt natürlich viele zu erwartende Bilder (im Mittelalterteil etwa den Hillinus-Codex, die Holztüre von St. Maria im Kapitol und das Emailmedaillon mit St. Severin). Es wird aber auch der »Geschotterte Boden des Heumarkts aus dem 11. Jahrhundert mit Kies, Tierknochen, Stein- und Ziegelbruch« abgebildet (S. 100). Diese thematische Bandbreite macht den besonderen Reiz des Bandes aus – und in Einzelfällen werden dann auch ganze Bildersequenzen zu einem Objekt in hervorragender Qualität präsentiert (etwa S. 108–113 zum Dreikönigenschrein). Hier kann natürlich keine Aufzählung der über die Jahrhunderte ausgewählten rund 400 Abbildungen erfolgen. Es ist dem Autorenteam gelungen, eine sehr gute Auswahl zu treffen, wo man die eher bekannten Abbildungen ebenso findet wie überraschende Fundstücke. Genannt sei dafür als Beispiel etwa die Kölner Stadtsilhouette im Genter Altar der Brüder van Eyck (S. 162) oder die interessante Abbildung eines Oberländer-Schiffes mit »bunter« Reisegruppe vor dem Kölner Stadtpanorama aus den Reiseberichten des Nürnbergers Hieronymus Köler dem Älteren (nach 1538, S. 211). Natürlich könnte man immer noch weitere Bildbeispiele anführen, die Ergänzungen bieten. Ich nenne als Beispiel den Augustin Braun zugeschriebenen Kupferstich mit dem Empfang der Antoinette von Lothringen in Köln von 1599 (aus dem Kölnischen Stadtmuseum). An der »Armada« von prunkvollen Schiffen vor der Stadt ließe sich die Bedeutung Kölns in der zeitgenössischen Repräsentationskultur des Reiches gut ablesen.

Der Band ist eine gelungene visuelle »Biographie« der Stadt Köln – man kann unterstellen, dass der gewichtige Band meist nicht von vorne bis hinten durchgeschaut und gelesen wird, sondern dass sich die Betrachterin oder der Betrachter auf einzelne Zeiträume einlässt. Das Buch entfaltet dann aber sicher häufig einen eigenen Sog – man wird es kaum so schnell aus der Hand legen.

Die Erläuterungen zu den Abbildungen sind knapp gehalten und informativ. In den Angaben zum Bild wurde nicht konsequent die jeweilige Größenangabe beigefügt. Bei der Vielzahl von Erläuterungen tauchen einige kleinere Fehler auf – etwa wenn die Tuschzeichnung mit der Gülich-Säule (S. 284) auf 1797 datiert wird, der Künstler Wilhelm Kleinenbroich sie aber erst 1848 angefertigt hat oder wenn die Optische Telegrafienlinie zwischen Berlin und dem Rheinland in der preußischen Zeit bis Trier verlängert wird (S. 325 – sie endete in Koblenz). Falsch ist auch die Erläuterung zum Gürzenich (S. 165), nach der hier Karl Marx 1849 das »Kommunistische Manifest« vorgestellt habe (was jeder Faktengrundlage entbehrt). Bei einigen Abbildungen fragt man sich auch, wo der Kölnbezug zu finden ist. So wird im Großformat ein eindrucksvolles Plakat mit den eingedeutschten Forderungen der Französischen Revolution abgedruckt (S. 276), das aber aus dem Elsass stammt (Colmar, Unterlindenmuseum Inv.-Nr. 99. RG176) und auf 1792 zu datieren ist (und nicht auf »1794 oder später«) – aber eben keinerlei Bezug zur »Franzosenzeit« in Köln hat.

Aber solche Kleinigkeiten verschwinden hinter der positiven Gesamtbewertung des Bandes, der sicher für eine längere Zeit unser Bild der Kölner Stadtgeschichte nachhaltig prägen wird (was auch an der hervorragenden Qualität der Abbildungen liegt, die so in aller Ruhe und oft auch in Detailausschnitten studiert werden können). Man darf den beiden Autoren und dem Verlag zu diesem Werk herzlich gratulieren.

Georg Möllich, Köln

Bettina Schmidt-Czaia (Hg.): Am Strom. Köln und seine Häfen von der Antike bis in die Gegenwart (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, 106. Heft), Köln: Stadt Köln Historisches Archiv 2021, 200 S., 90 Abb., 20,00 €.

Was wäre Köln ohne den Rhein? Diese Frage mag trivial klingen, hat aber ihre Berechtigung, denn ohne die verkehrsgünstige Lage an diesem Strom wäre die Stadt niemals gegründet worden und in der Folgezeit nicht zu Wohlstand gelangt. Dieser Wohlstand ist wiederum dem Handel zu danken, der auf dem Wasserweg die Stadt passierte. Daher ist es verdientvoll, dass das Historische Archiv der Stadt Köln diesen zentralen wirtschaftlichen Aspekt der Kölner Stadtgeschichte in den Fokus rückte und ihm die Ausstellung »einflussreich. Köln und seine Häfen« widmete, die vom 11. April bis zum 16. November 2018 im Archiv zu besichtigen war. Diese Ausstellung hatte auch ein entsprechendes Begleitprogramm, dessen einzelne Beiträge nun als Publikation vorliegen.

Hierbei wird der Bogen von der Antike bis in die unmittelbare Gegenwart gespannt, wobei schon der erste Beitrag über das römische Köln von Alfred Schäfer (S. 11 ff.) Interesse verdient, da detailliert dargelegt wird, dass die Verlandung der der CCAA vorgelagerten Rheininsel bereits ab dem Jahr 100 n. Chr. erfolgte. Thomas Höltken (S. 31 ff.) verdeutlicht, dass es in Köln eben keine »dark ages« gab, sondern dass die Stadt entgegen früheren Theorien auch in der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter ein bedeutendes Handelszentrum blieb. Max Plassmann (S. 55 ff.) schildert die auch wirtschaftspolitische Blütezeit Kölns im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, wobei die Gewährung des Stapelrechts 1259 eine wichtige Zäsur war. Ab dem 16. Jahrhundert trat aber auch ein Bedeutungsverlust ein. Daniela Wagner (S. 69 ff.) berichtet über den Beginn des Wiederaufstiegs der Hafenstadt Köln im 19. Jahrhundert und den geradezu idiosynkratisch anmutenden Kampf der Kölner um das Stapelrecht, das auf diese Weise immerhin bis zum Jahr 1831 als Privileg erhalten blieb. Ulrich S. Soénius (S. 83 ff.) beschreibt die nunmehr weit gefächerte Hafensituation der Industrie- und Handelsmetropole Köln. Dabei hält er sich bisweilen auch mit persönlichen, durchaus nachvollziehbaren Kommentaren nicht zurück (S. 97, Anm. 48). Ute Beatrix Sardemann (S. 111 ff.) stellt den Ausbau des Rheinauhafens dar, dessen Bedeutung für den Wirtschaftsstandort Köln nicht überschätzt werden kann. Dieser Beitrag ist eine gekürzte Fassung ihrer Dissertation, auf die sie ausdrücklich verweist (S. 111, Anm. 1), aber ansonsten verzichtet sie fast völlig auf Fußnoten, was kein anderer der Autoren gemacht hat. Leider schildert die Autorin die Vorgänge, die der Inbetriebnahme des Rheinauhafens 1898 vorausgingen, in einer bisweilen ermüdenden Kleinteiligkeit. Tanja Kilzer (S. 151 ff.) setzt sich mit der Architektursymbolik im Kölner Rheinauhafen

auseinander und Mario Kramp (S. 171 ff.) schildert in einem bisweilen durchaus amüsanten Beitrag das Hafenviertel in der Nachkriegszeit, das in dem Ruf eines Rotlichtbezirks stand, was viele selbst ernannte Sittenwächter auf den Plan rief. Schlussendlich beschäftigt sich Claudia Tiggemann-Klein (S. 185 ff.) mit den Legomodellen, die in der Ausstellung zur Veranschaulichung dienen sollten. Insgesamt ist es den Autoren gelungen, ein zentrales Stück Kölner Wirtschaftsgeschichte und somit Stadtgeschichte insgesamt vor Augen zu führen.

Ein Wort noch zum Formalen: Druckfehler lassen sich wohl nie vermeiden und auch hier sind sie je nach Beitrag mal häufiger, mal seltener. Dies wäre eigentlich auch keiner besonderen Erwähnung wert, denn Menschenwerk ist nie vollkommen. Aber dass bereits im Grußwort der Herausgeberin ein Lapsus wie »Rheinshauhafen« (sic) übersehen wurde, ist schon etwas peinlich.

Lars Wirtler, Köln

Heinz Finger: Das Heilige Köln – Tochter Roms. Beiträge zu den Grundthemen der Kölner Geschichte (Libelli Rhenani, Bd. 74), Köln: Erzbischöfliche Diözesan- und Dombibliothek 2020, 234 S., 25,00 €.

Wer könnte ein Buch mit einem solchen Thema besser schreiben als Heinz Finger? Wohl niemand! Denn der langjährige Direktor der Erzbischöflichen Diözesan- und Dombibliothek sowie von 1996 bis 2019 Honorarprofessor für Mittelalterliche Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf hat hier ein Buch vorgelegt, in der er seine gesamte beeindruckende Expertise über die Kölner Geschichte in die Waagschale werfen konnte. Dabei sei direkt vorweggenommen, dass es sich nicht um eine Stadtgeschichte Kölns handelt, sondern um das »Heilige Köln«, ein Begriff, der zumindest innerhalb des Kölner Raums auch heute noch verbreitet ist. Ein Buch mit diesem Titel erschien aber – gerade in jüngerer Zeit – nicht mehr. Es handelt sich nicht um eine klassische Monographie, sondern um einzelne – bisher unveröffentlichte – Beiträge des Verfassers, die methodisch und vom Aufbau her so ähnlich gestaltet sind, dass es kaum aufgefallen wäre, hätte Finger es nicht in seinem Vorwort geschrieben (S. 10). Der Autor stellt bei seiner umfassenden und dennoch präzisen Analyse immer wieder den Bezug zu Rom her. Dies ist vor allem das Novum der Studie, wobei Fingers Hinweis, dass er »in keiner Weise absolutes Neuland« (S. 9) betrete, fast schon unnötig bescheiden wirkt. Sein Ziel sei es, »die Kölner nach dem Ende des Imperium Romanum als (Mit-)Erben Roms [zu] beschreiben« (S. 9).

In 17 chronologisch angelegten Kapiteln, von den legendenhaften Anfängen bis zum Weltjugendtag 2005, wird die Bedeutung des »Heiligen Köln« dargelegt. Dass hierbei die weltlichen und kirchlichen Bereiche nicht voneinander getrennt werden können, vor allem im Mittelalter, auf dem das Hauptaugenmerk der Studie liegt, muss nicht eigens betont werden. Eingerahmt sind diese Kapitel von einer Einführung, in der vor allem die Bedeutung des Kölner Stadtsiegels aus dem 12. beziehungsweise nach Erneuerung im 13. Jahrhundert herausgestellt wird, und einem Fazit zum »Stellenwert der Romverbundenheit und Romrepräsentation in der Geschichte des Heiligen Köln« (S. 227–234), in der man die wichtigsten Etappen des Buches komprimiert nachlesen

kann. Die Umschrift des Stadtsiegels, als Quelle für Finger eine »überragende historische Kölner Quelle« und »Medium verbindlichster Selbstaussage der Stadt« (S. 11), lautet übersetzt »Heiliges Köln durch Gottes Gnaden der Römischen Kirche treue Tochter«, womit sicherlich mehr gesagt wird über die Verbindung der Stadt am Rhein zu Rom als anhand vieler Schriftstücke. Die Heiligkeit begründet Köln durch vielerlei Aspekte, besonders hervorzuheben ist die große Anzahl an Reliquien, zuvorderst die Gebeine der Heiligen Drei Könige, aber ebenso die Gebeine der 11.000 jungfräulichen Märtyrerinnen (S. 18). Ebenfalls die Marienverehrung spielte eine große Rolle, die im Kölner Fall zugegebenermaßen etwas konstruiert wurde durch die mittelalterliche Legende, »Köln sei im Geburtsjahr oder gar am Geburtstag der Muttergottes gegründet worden« (S. 26).

Auf Einzelheiten des Buches einzugehen fällt schwer, denn auf nahezu jeder Seite begegnet einem ein neues Detail, dem sich sicherlich viele gar nicht bewusst waren. Erstaunlich ist sicherlich der Befund, dass gerade im Mittelalter noch viele andere Städte einen Rombezug herstellten, wie Trier (Kapitel VII), Mainz (Kapitel VII) oder Aachen (Kapitel XV). Hervorzuheben ist noch das Kapitel XVI »Kölns Rombezug in Katholischer Reform und Gegenreformation« (S. 195–212). »Unter den knapp ein Dutzend führenden Reichsstädten war Köln die Einzige, die in rechtlicher Hinsicht ausschließlich katholisch war« (S. 195). Hierdurch könne allerdings keine umfassende Ablehnung der neuen Lehren herausgelesen werden. Trotzdem war evangelischen Handwerkern die Zugehörigkeit in Gaffeln untersagt, aber »der Großhandel [...] stand ihnen offen« (S. 196). Dagegen war das Erzstift im 16. Jahrhundert »zweimal für mehrere Jahre Kampfplatz der Konfessionen« (S. 200). Hier ist besonders der reformatorische Erzbischof Hermann von Wied zu nennen, der 1546 sogar exkommuniziert wurde und kurze Zeit später auf sein Amt verzichtete. Diese Einbindung von Skandalen der Kölner Geschichte machen das Lesen größtenteils sogar zu einem spannenden Vergnügen, keine Selbstverständlichkeit bei einem zuweilen auch theoretischen Komplex. Von Bedeutung ist weiterhin Fingers Hinweis, dass sich die »Kölner Kirche die Mitgliedschaft des Papstes in ihrem Domkapitel erschlichen« (S. 153) habe, wengleich dies seitens des Papsttums weder im Mittelalter noch in der Frühen Neuzeit bestätigt wurde.

Einziges Makel an diesem Buch sind die fehlenden Register sowie eine wohl nicht stattgefundene nochmalige Durchsicht, wodurch kleine formale Fehler hätten getilgt werden können. Dies soll aber in keiner Weise diese profunde Studie schmälern, die von großer Bedeutung nicht nur für die Kölner sein wird. Erfreulich sind der erschwingliche Preis und die zahlreichen (teilweise sogar farbigen) Abbildungen, die in angemessener Größe abgedruckt sind, wodurch eine genauere Untersuchung durch den Leserkreis ermöglicht wird. Eine weite Verbreitung ist hier zu wünschen, hoffentlich auch außerhalb des Heiligen Kölns.

Timo Bollen, Potsdam

Clemens von Looz-Corswarem: Schifffahrt und Handel auf dem Rhein vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Beiträge zur Verkehrsgeschichte. Mit digitalem Verzeichnis der Akten der Handelskammer Köln im RWWA zur Schifffahrt (Schriften zur Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 48), Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2020, 560 S., zahlreiche Abb., 55,00 €.

Im Bereich der Geschichtswissenschaft sind insbesondere die vergangenen Jahre durch eine ganze Reihe von »turns« verschiedener Art charakterisiert. Welche von diesen neuen Ansätzen dann auch in der Substanz innovative Ergebnisse in methodischer und inhaltlicher Hinsicht zeigen und auf die Dauer auch Bestand haben werden, ist noch nicht abzusehen. Wichtig wird sein, welche neuen quellen- und methodengestützten Erkenntnisse hiermit gewonnen werden können. Gleichwohl sollte man nicht vergessen, dass es noch Forschungsansätze gibt, die sich über längere Zeit hinweg bewährt haben. Daher ist es erfreulich, wenn Publikationen erscheinen, die in methodischer Hinsicht mittlerweile gleichsam »klassisch« vorgehen und dabei neue Ergebnisse zeitigen. Dies ist bei dem vorliegenden wirtschaftshistorischen Buch über die Schifffahrt und den Handel auf dem Rhein der Fall.

Vertraute Begriffe wie Rheinland, Rheinländer, rheinisch et cetera führen ihre Herkunft auf den namengebenden Strom zurück. Der Fluss ist der zentrale geographische Faktor für eine große Region. Er war und ist – jenseits von Rheinromantik und Tourismus – zugleich immer ein essenzieller Verkehrsweg, eine Handelsroute und ein beliebter Platz für zahlreiche Siedlungsgründungen an seinen Ufern. Als es im letzten Jahr viel zu wenige Niederschläge gab und der Rheinpegel derart gesunken war, dass der Schiffsverkehr weitgehend eingestellt werden musste, hatte dies gleich Auswirkungen auf die gesamte deutsche Wirtschaft. Sind wir heute also noch immer abhängig vom Rhein, so war dies in Zeiten vor der Eisenbahn und vor einem ausgebauten Straßennetz noch sehr viel stärker der Fall.

Der Geschichte dieses außerordentlich wichtigen Flusses hat sich der langjährige Leiter des Düsseldorfer Stadtarchivs Clemens von Looz-Corswarem über viele Jahre hinweg angenommen und hierüber eine ganze Reihe von quellengesättigten Studien erarbeitet. In diesem Sammelband werden 16 Aufsätze aus fünf Jahrzehnten von 1978 bis 2017 präsentiert. Zeitlich und räumlich reichen die Beiträge vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein, geographisch behandelt er nicht nur die Rheinmetropole Köln, sondern den Raum von Mainz bis zum Niederrhein.

Clemens von Looz-Corswarem lenkt den Blick vor allem auf wirtschaftspolitische Fragestellungen und Betrachtungen, die mit der Rheinschifffahrt verbunden waren, so unter anderem Stapel, Zölle, Häfen et cetera. Die entscheidende Wendezeit für die Rheinschifffahrt in politischer, wirtschaftlicher und technischer Hinsicht stellte das 19. Jahrhundert dar. Daneben werden Themen behandelt, die bislang kaum Gegenstand von Forschungen waren, so zum Beispiel über die niederrheinische Schiffergilde und deren Aktivitäten. Wichtige Aspekte waren natürlich die Zölle, ebenso die Anlage und Pflege von Uferanlagen und -wegen, Schutzdeichen, Eisbrechern, Buhnen und Kribben. Weitere Dauerbrenner stellten bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Stapelrechte dar; dabei spielte nicht nur der – wohl bekannteste – Kölner Stapel eine große Rolle, sondern auch derjenige von Mainz und Dordrecht. Der Einfluss der Domstadt reichte hier bis südlich von Wesel. Der Kölner Stapel fungierte als ordnungspolitisches sowie

wirtschafts- und handelspolitisches Instrument (Vorkaufsrecht, Versorgungsaspekte); das Einflussgebiet der Rheinmetropole umfasste circa 80–100 Kilometer. Das führte immer wieder zu Konflikten mit anderen Städten und Territorialherren. Zwar standen die Stapelrechte spätestens seit der französischen Besetzung des Rheinlands Ende des 18. Jahrhunderts unter starkem Beschuss, ganz abgeschafft wurden sie allerdings erst 1831 im Rahmen der Mainzer Konvention.

Der Autor zeigt zudem in einer Reihe von Artikeln auch die große Rolle der natürlichen Bedingungen und Veränderungen des Rheins auf: Untiefen, Eisgang, Hoch- und Niedrigwasser, Veränderungen der Fahrrinne. Wie gingen die Menschen damit um? In welcher Weise sorgen sie für die Instandhaltung der Treidelwege beziehungsweise Leinpfade? Wie organisierten sich die Schiffer untereinander? Von Looz-Corswarem kann die oft wiederholte Behauptung, dass Köln Seestadt gewesen sei, doch erheblich differenzieren.

Darüber hinaus widmet sich der Autor dem ambitionierten Bauprojekt des 1724 begonnenen Max-Clemens-Kanals, der von Münster aus in nordwestlicher Richtung auf die niederländische Grenze zulief. Geplant war dieser künstliche Wasserweg bis hin nach Zwolle; 1840 jedoch wurde der Verkehr eingestellt.

Zudem werden die unterschiedlichen Schiffsbautypen (Ober- und Niederländer, Wasserdiligencen, Ratsschiffe, Flöße, Staatsjachten) und ihre jeweiligen technischen Charakteristika präsentiert. Welche Schiffstypen wurden für welche Stromabschnitte entwickelt und verwendet? Wie entwickelte sich die Schiffstechnik: Ruder, Segel, Dampfmaschinen?

Unbekannt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit waren Handelshäfen mit eigenen Hafenbecken; vielmehr mussten die Schiffe direkt am Fluss be- und entladen werden. Einige wenige Frei- und Sicherheitshäfen ermöglichten ein besseres Löschen der Frachten und ließen eine Überwinterung der Schiffe zu; so thematisiert der Autor zu diesem Thema die Stadt Düsseldorf in einem eigenen Beitrag.

Nördlich von Basel gab es vom Ende der Römerzeit bis ins 19. Jahrhundert keine feste Brücke. Entsprechend existierte eine Reihe von Fähren, denen der Autor eigene Studien widmet, wie zum Beispiel über die Fähranstalten Urdenbach und Zons. Erst 1822 beziehungsweise 1839 wurden die aus dem 18. Jahrhundert stammenden »Fliegenden Brücken« in Köln und in Düsseldorf durch Schiffsbrücken ersetzt. 1859 gab es dann wieder die erste feste Brücke in Köln.

Seit den 1820er Jahren veränderte sich das jahrhundertealte Transportmittel grundlegend durch die Einführung der Dampfschiffahrt. Wohl 1816 fuhr erstmals ein Dampfschiff auf dem Rhein. Bis dahin mussten die Schiffe rheinaufwärts getreidelt werden; die Unterstützung durch Segel reichte – speziell im Bereich des Mittelrheins – alleine nicht aus, um die Schiffe nach Süden bewegen zu können. Insbesondere nach der Rheinschiffahrts-Konvention von 1831 und der Aufhebung des Kölner Umschlagrechtes war es möglich, Dampferlinien einzurichten, welche den gesamten Strom abdecken konnten.

Abschließend präsentiert von Looz-Corswarem ein Verzeichnis der die Rheinschiffahrt betreffenden Akten des Rheinischen Westfälischen Wirtschaftsarchivs online. Ein ausführliches Orts- und Personenregister ermöglicht gezielte Suchen.

Bedingt durch die Anlage des Bandes – also der Nachdrucke von bereits erschienenen Publikationen – kommt es natürlich zum Teil unvermeidlich zu Wiederholungen

beziehungsweise thematischen und inhaltlichen Überlappungen. Im Gegensatz dazu steht der Vorteil, dass jeder Artikel für sich geschlossen ist. Darüber hinaus sind einige Aufsätze an eher entlegenen Orten (so Ausstellungs- und Festschriften oder speziellen Zeitschriften), publiziert worden, sodass durch eine solche Bündelung an einem Ort sinnvoll und nützlich erscheint. Darüber hinaus bietet die Präsentation in einem solchen Band den großen Vorteil, gleichsam ein Kompendium über Themenbereiche wie die Rheinschifffahrt, Transport oder Handelsverbindungen zu erhalten. Ferner ist erfreulich, dass die Aufsätze nicht allein reine Nachdrucke der bereits erschienenen Publikationen (unter anderem auch aus der GiK 62 (2015), S. 87–107) darstellen, sondern diese behutsam überarbeitet und in den Anmerkungen aktualisiert worden sind (S. 10); insofern trifft man in diesem Band auf einen wirklich neuen Forschungsstand. Zudem hat der Autor einschlägige Verweise auf andere Artikel in diesem Band nachträglich eingefügt, sodass die Beiträge eine gewisse Vernetzung finden.

Im Werk sind zahlreiche Abbildungen in sehr guter Qualität und Größe enthalten. Dabei kommen diese nicht nur illustrativ zum Einsatz, sondern dienen vor allem als Bildquellen, welche der Autor im Text dann auch entsprechend aufgreift und erläutert. Darüber hinaus trifft man nicht nur auf bekannte Abbildungen, sondern auch auf seltene, ja recht unbekannte, die hier zurecht ihren Platz finden. Viele Quellenzitate ermöglichen direkte Einblicke in die Zeit.

Bei einer Neuauflage leicht zu beseitigen sind einige falsch nummerierte Anmerkungsziffern im ersten Beitrag (Handelsstraßen und Flüsse), die mit der Ziffer 5, statt mit der 1 starten, was zur Folge hat, dass alle folgenden Fußnotenverweise jeweils mit 4 Zählern zu addieren sind.

Vor allem aber ist dem Werk eine weite Verbreitung und Rezeption zu wünschen. Looz-Corswarem stellt zurecht fest, dass es noch eine ganze Reihe von Forschungsdesideraten für das Arbeitsfeld gibt, sprich Themen für Master- und Doktorarbeiten sowie Habilitationsschriften.

Wolfgang Rosen, Köln/Bonn

Andreas Rutz (Hg.): Die Stadt und die anderen. Fremdheit in Selbstzeugnissen und Chroniken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (Städteforschung A 101), Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2021, 317 S., 45,00 €.

Die Stadt bildete und bildet eine Bühne für die Begegnung mit dem Unbekannten, dem Unvertrauten, dem Fremden. Das Thema Fremdheit ist im vorliegenden Sammelband so offen und variabel gefasst, dass der Herausgeber in seiner Einleitung den weiten Bereich der Forschungsansätze um die Alterität, »Othering« sowie Identität und Zugehörigkeit umzirkeln muss. Andreas Rutz unterscheidet hier zunächst zwischen den verschiedenen Textsorten, die die einzelnen Aufsätze auswerten, vor allem zwischen Selbstzeugnissen und Städtechroniken, wobei eine scharfe Grenze zu ziehen sich methodisch verbietet (S. 13–28). Andere Aspekte sind Fragen der Wahrnehmung und Erfahrung, die sowohl individuell als auch kollektiv zu betrachten sind. Was jedoch als fremd wahrgenommen wird, resultiert aus sozialen und kulturellen Konstruktionen, eine Erkenntnis, die dazu führt, in der Wahrnehmung des Gegenübers als Fremden

immer auch ein Rückverweis auf die eigene Identität inklusive möglicher Abgrenzungsmechanismen zu sehen.

Während sich der Band auf vormoderne Verhältnisse konzentriert, liegt die Aktualität dieser Thematik auch für unsere Gegenwart auf der Hand. Entsprechend steuert Michaela Fenske eine zweite Einleitung aus ethnologischer Perspektive bei (S. 29–42). In der verlängerten Sichtweise bis in Moderne sieht die Autorin eine Chance, frühneuzeitliche und ethnographische Ansätze zu kombinieren beziehungsweise einen wechselseitigen Lernprozess zu starten. Unter dem Stichwort des »Sich-Befremdens« regt sie die Notwendigkeit einer forschenden Empathie an, die in einem weiteren Schritt der »Befremdung des Eigenen« auch die Selbstwahrnehmung hinterfragt und potentiell zur Disposition stellt. Was sich zunächst sehr theoretisch anhört, veranschaulicht Fenske an dem konkreten Beispiel einer Marktsituation in Hildesheim 1683, die die soziale Dynamik im Umgang mit Fremdheit zu erkennen gibt, bei der es vor allem um Konfliktfähigkeit und Ausgleichsbereitschaft ging.

In diesem breit gefassten Rahmen ordnen sich weitere elf Beiträge an. Schauplätze sind neben Köln unter anderem Florenz, Hannover, Nürnberg und London. Zeitlich setzen die Fallstudien im 14. Jahrhundert ein – hier die Arbeiten zu deutschen Familienbüchern und Hausratgedichten sowie zu Florentiner Familienbüchern – und reichen bis ins frühe 18. Jahrhundert. Die überwiegende Mehrzahl der vorgestellten Berichte stammt aus dem 16. Jahrhundert, was auch, aber nicht nur damit zusammenhängt, dass ein thematischer Schwerpunkt des Bandes auf den Texten von Hermann Weinsberg liegt, dessen Schrifttum in vier Beiträgen untersucht wird.

Diese sind in einer eigenen Weinsberg-Sektion zusammengefasst, wobei die Gliederung des Bandes insgesamt nicht zu überzeugen vermag, weil kategorial höchst unterschiedliche Ansätze nebeneinander gestellt werden. Während mit Weinsberg das Oeuvre eines Autors fokussiert wird, greifen zwei Aufsätze mit der Thematik »Körper und Geschlecht« einen dezidiert inhaltlichen Aspekt auf. Drei weitere Beiträge unter dem Rubrum »Das Eigene und das Fremde« beziehen sich mit der reziproken Wechselbeziehung von Eigen- und Fremdwahrnehmung auf einen wesentlichen methodischen Ansatz der Einleitung (siehe oben). Eine letzte Kategorie will »Literarische Konstruktionen von Fremdheit« aufgreifen, wobei Fragen nach dem zugrundegelegten Literaturbegriff offen bleiben. Sicher lassen sich die zwei Texte von Giordano Bruno und Daniel Defoe als Literatur begreifen, doch bewusst gestaltete Sprache, die genretypischen Konventionen folgt, lässt sich ebenso für Haus- und Familienbücher, Chroniken, Hausratgedichten unter anderem annehmen.

So bleibt die Sortierung der Beiträge nicht zwingend, was sich aber umdeuten lässt in eine um so bessere Vergleichbarkeit aller Aufsätze miteinander. Vergleichspunkte lassen sich eben fast zwischen allen untersuchten Texten und Textsorten herstellen, und es spricht für die Qualität der Beiträge, dass sie diese vielfältigen Querverbindungen tatsächlich ermöglichen. Im Folgenden sollen die Beiträge im Einzelnen vorgestellt werden, dabei aber auch entsprechende Bezüge zwischen den Aufsätzen nachvollzogen werden. Dass in fast allen Beiträgen immer wieder auch Beispiele aus Weinsbergs Schriften herangezogen oder Bezüge zu ihnen hergestellt werden, spricht für den Reichtum der Interpretationsmöglichkeiten seines Oeuvres.

Beginnend mit der Konstituierung und Wahrnehmung der eigenen und der familiären Identität thematisiert der Beitrag von Eva Bütthe-Scheider die unterschiedlichen Schreibweisen des Namens Weinsberg (S. 159–184). Deutlich wird, wie sehr es Weinsberg darum ging, durch eine sehr bewusste Namensschreibung sowohl neue Sprachtendenzen als auch traditionelle Schreibformen im Sinne einer Identitätsstiftung zu kombinieren. Zwar war die gh-Schreibung auch in seinen Augen altertümlich, zeichnete den Namen aber als althergebracht aus, während die -ei-Schreibung (anstelle von -i- oder -y-) als zeitgemäß-modern wirkte; entsprechend tendierte er im Laufe der Jahre dazu, sich selbst »Weinsbergh« zu schreiben (S. 181). In eine ähnliche Richtung schaut Peter Glasner, der die Identitätsstiftung im Oeuvre Weinsbergs insgesamt untersucht und die personale, auf Weinsberg selbst bezogene Identität in den Kontext der kollektiven, also familiären Identität stellt (S. 93–125). So stellte sich Weinsberg der Aufgabe, ein Familiengedächtnis mit entsprechender Abstammungs- und Vorgeschichte zu konstruieren. Wenn sich dabei starke autobiographische Züge Bahn brachen, muss dies nicht unbedingt in einem Spannungsverhältnis zum Familiengedächtnis stehen; vielmehr waren personale und kollektive Identität »ineinander verschränkte Hauptinhalte« in seinen Schriften (S. 125).

In den Familienbüchern und Hausratgedichten erkennt Marco Tomaszewski, wie der Hausvater in seiner dominierenden Rolle bestätigt wurde (S. 71–91) – zunächst ein Befund, der vor dem Hintergrund des ständischen Sozialgefüges nicht überrascht. Wenn aber die entsprechenden Texte häufig unterschlugen, dass der Hausrat, der stets als ökonomisches und symbolisches Kapital aufgefasst wurde, keineswegs nur im Besitz der Ehemänner war, sondern vielfach auch von den Frauen in die Ehe eingebracht wurde und in deren Besitz blieb (S. 80 f.), ist dies ein aufschlussreiches Indiz für die hier praktizierten Abgrenzungsstrategien (S. 73 f.). Neben den ausgewerteten spätmittelalterlichen Texten lässt sich dies aber auch für Weinsberg zeigen (S. 72 und 81). Ergänzend dazu kommen Befunde aus Florentiner Familienbüchern des 14./15. Jahrhunderts (S. 185–203). In diesen Zeugnissen, so stellt Marc von der Höh fest, wurden die Sklavinnen im Haushalt derart eingeschränkt wahrgenommen, dass ihre Identifizierung als solche überhaupt erschwert oder verunmöglicht ist. Vermutlich bedingte ihr niedriger sozialer Status ihr schemenhaftes Bild. Anders als sie, die sicher als fremd wahrgenommen wurden, waren die Kinder, die die Familienbuchverfasser mit ihnen zeugten, in den Schriften deutlich präsenter, ja erschienen als Teil der Familie. Auch diese Wahrnehmung deckt sich im Übrigen mit der Darstellung von Weinsbergs uneheleicher Tochter (S. 185, 203). Dagegen wurden abweichende Körperphänomene nicht unbedingt als andersartig oder fremd wahrgenommen. Bianca Frohne bekennt, hinsichtlich »verkörperter Differenz« im städtischen Umfeld zwar nur einen uneindeutigen Befund bieten zu können, doch sprechen viele Hinweise dafür, dass körperliche Auffälligkeiten im familiären Umfeld weniger als Anderssein, sondern als Teil der familiären Struktur gesehen wurden (S. 43–69). Beobachtungen dazu in den Familienbüchern entsprachen den zeittypischen Sammelpraktiken, doch galten die körperlichen Auffälligkeiten offenbar als Alltagsphänomene, die man vielfach an sich selbst und in der eigenen Familie erlebt hatte und somit anerkannte.

Bezüglich der Wahrnehmung von Fremden, die in die Stadt kamen, zeigt Krisztina Péter (der einzige englischsprachige Beitrag, S. 145–158) am Beispiel Weinsbergs, dass

es generell eine skeptische Haltung gegenüber allen gab, die »frembs volk« ausmachten (S. 150). Die offenkundige Skepsis differenzierte sich dann nach konfessioneller Zugehörigkeit, ökonomischer Potenz, vor allem aber nach sozialer Qualität. Ausschlaggebend für die Haltung gegenüber Fremden war die Befürchtung, dass sie die soziale Ordnung störten. Differenzierter oder zumindest offener war die Wahrnehmung von Fremden in der von Christian Schlöder vorgestellten Chronik des hannoverschen Kammerschreibers Johann Heinrich Redecker aus dem 18. Jahrhundert (S. 231–246). Dieser begegnete in der Residenzstadt Hannover vielfach Fremden aus dem europäisch-christlichen Kulturraum, aber auch darüber hinaus. Dabei hatte Redecker vorgefasste Meinungen und Vorurteile, doch strebte er danach, sie durch Nachfragen und eigene Beobachtungen zu überprüfen; bei ihm überwogen letztlich Neugier und Faszination jede Scheu und Angst. Übrigens auch dies eine Haltung, die sich für das Haus Weinsberg nachweisen lässt, das 1520 und 1531 spanische Gäste aus dem kaiserlichen Gefolge bei sich beherbergte (vgl. S. 131). Einen krassen Gegensatz dazu bildet die Analyse des Dialogs »Das Aschermittwochsmahl« des Gelehrten Giordano Bruno, in dem dieser ein literarisch verfremdetes, ja grotesk verzerrtes Bild Londons aus dem späten 16. Jahrhundert zeichnete: Der Fremde in der Stadt erlebt vor allem seitens der Unterschichten Ablehnung, ja Hass (S. 247–272). Dieser Beitrag von Sergius Kodera ist im Übrigen der Einzige, der die Fremdheitserfahrung nicht aus städtischer Sicht, sondern aus der des Gastes, sprich des Fremden nachzeichnet.

Wie sehr der Bezug zur eigenen Heimatstadt und Familie auch bei der Nutzung von vorgeblich protonationalen Termini wie »welsch« und »deutsch« eine Rolle spielte, zeigt Simon Siemianowski, der den Gebrauch dieser Begrifflichkeiten in Nürnberger Selbstzeugnissen an der Schwelle zum 16. Jahrhundert untersucht (S. 205–229). Identität wurde nicht unbedingt durch Abgrenzung hergestellt, sondern mitunter durch eine komplementäre Nutzung der Begriffe, wenn etwa Nürnberg als das Rom der Germania gedeutet wurde (S. 227). Was um 1500 noch eine »wandelbare Referenz« war (ebd.), die stark auf der Teilhabe am humanistischen Gelehrtendiskurs basierte, mochte schon bald darauf durch konfessionelle Zuspitzungen eine auf Abgrenzung beruhende Nationalidentität verstärkt haben. Identität und Identifizierung als Grundlage für eine Beharrungskraft ist letztlich das Thema von Manfred Groten, der Daniel Defoes fiktiven Bericht über die Londoner Pest von 1665 untersucht (S. 273–287). Auf die durch die Pest veränderte, ja fremd gewordene Stadt reagiert die Bevölkerung mit einer erstaunlichen mentalen Stärke; Widerstandskraft und ein Wir-Gefühl, die sich besonders auf städtische Kleinstrukturen wie Pfarrbezirke und Stadtviertel beziehen, bilden für den Neuanfang entscheidende Grundlagen. Andere Katastrophen, nämlich kriegerische Ereignisse untersucht Andreas Rutz anhand der Schriften Weinsbergs (S. 127–143). Dessen Perspektive orientierte sich dabei ganz an der politischen Haltung der Reichsstadt Köln und fiel somit kaisertreu, katholisch und pro-spanisch aus. Brüchig wurde die Wahrnehmung, wenn Weinsberg Exzesse einzuordnen sich mühte, die vom spanischen Militär, also der befreundeten Macht, verübt worden waren. Mitunter war es aber überhaupt schwierig, umherziehende Marodeure mit einer bestimmten Kriegspartei zu identifizieren. Teilweise waren es niederländische Truppen, aber es gab auch spanische Freibeuter: die simple Freund-Feind-Unterscheidung verwischte letztlich. Es lief also – und dieser Befund lässt

sich vielfach für die Vormoderne bestätigen – darauf hinaus, in allen Soldaten die Anderen und die Fremden zu sehen, unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Armee.

Der Titel des Bandes lässt nicht erkennen, dass die Beiträge einer Veranstaltung entstammen, die anlässlich des 500. Geburtstags Hermann Weinsbergs an der Bonner Universität ausgerichtet wurde; erst das Vorwort stellt diesen Zusammenhang her. Offenbar geht es dem Herausgeber gar nicht darum, mit diesem Band lediglich einen Beitrag zur Weinsberg-Forschung zu leisten. Vielmehr verweist er darauf, welche wichtige Impulse Weinsberg für vielfältige Aspekte der vormodernen Stadtgeschichtsforschung zu geben imstande ist. Dieser öffnende Blick sollte auch weiterhin von der Kölner Regional- und Lokalforschung beherzigt werden, denn gerade vergleichende und auch kontrastierende Forschungsansätze vermögen, wie gerade dieser Sammelband verdeutlicht, Weinsbergs Relevanz für die Kölner Stadtgeschichte um so deutlicher herauszustellen.

Michael Kaiser, Köln/Bonn

Kay Peter Jankrift: Im Angesicht der »Pestilenz«. Seuchen in westfälischen und rheinischen Städten (1349–1600) (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 72), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2020, 388 S., 62,00 €.

Eine ganze Reihe von historischen Darstellungen und Studien werden zu bestimmten Zeitpunkten publiziert, die gleichsam »Jubiläumsdaten« darstellen – Gründungen, Ersterwähnungen, Geburts- oder Todesjahre et cetera. Dass ein Werk über mittelalterlich-frühneuzeitliche Seuchen just in einer Zeit erscheint, in der auch unsere eigene Gesellschaft nach vielen Jahrzehnten, ja zum Teil nach Jahrhunderten mit Erscheinungen ähnlicher Art zu kämpfen hat, ist Zufall, aber gewiss kein unglücklicher. Der hier vorzustellenden Studie des Medizinhistorikers Kay Peter Jankrift liegt seine vor fast zwei Jahrzehnten erschienene Münsteraner Habilitationsschrift zugrunde. Allerdings ist das Werk nicht lediglich die in Buchform erschienene Version aus dem Jahre 2001, sondern der Autor hat die Forschungsdebatten der letzten 20 Jahre mitberücksichtigt und eingearbeitet.

Seuchen stellten keine Ausnahme in der Menschheitsgeschichte dar, sondern waren eher die Regel. Nur haben die heutigen Zeitgenossen dies ganz überwiegend vergessen – eben bis Corona kam. Jankrift widmet sich den Seuchen insbesondere für die Zeit von der Mitte des 14. Jahrhunderts – dem Ausbruch der Pest in Mitteleuropa – bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und grenzt den Untersuchungsraum auf das Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalens ein – die beigefügten Übersichtskarten zeigen dies (S. 383–386). Insbesondere werden die Städte Köln, Aachen, Münster, Paderborn, Soest, Minden, Wesel, Duisburg, Essen, Dortmund und Xanten genauer in den Blick genommen. Zwar gibt es schon eine Reihe von Studien zu einigen Orten, was bislang aber fehlte, war eine vergleichende Zusammenschau und Analyse.

Dabei kommt eine ganze Reihe von Quellen für die Untersuchung in Frage: Chroniken, Annalen, Protokolle, Urkunden, Testamente, Rechnungsbücher, Siechenschau-briefe, Schriftgut von Leprosorien und Pesthäusern, archäologische Befunde sowie Ergebnisse der Archäogenetik. Allein das Quellenverzeichnis umfasst über 17 Seiten

(S. 329–346) – davon viele ungedruckte Quellen. Allerdings erschweren gewisse Uniformitäten von zeitgenössischen Darstellungen die Beantwortung der Frage, welche Seuche denn konkret jeweils gewütet hat. Welche Krankheiten wurden etwa unter dem Begriff wie »pestilentia« subsumiert? Bei den Chroniken verschiedener Städte sind natürlich diverse Abhängigkeiten beziehungsweise Überschneidungen zu beobachten, was auch das spezifische Bild eines Ortes verunklaren kann. Wichtig ist, dass retrospektive Diagnosen auf der alleinigen Grundlage zeitgenössischer Schriftquellen nicht möglich sind, da sich das Erscheinungsbild und die Vehemenz von Infektionskrankheiten veränderten.

Jankrifts Untersuchungsansatz besteht darin, aus der regionalen Perspektive differenzierte Einblicke in die zeitspezifische Wahrnehmung unterschiedlicher Seuchen zu gewinnen sowie Formen, Strukturen und Entwicklungen der Auseinandersetzung mit den Infektionskrankheiten aufzuzeigen. Ferner ist ihm die Beobachtung der Institutionalisierungsprozesse sowie die Reaktionen der Zeitgenossen wichtig.

Der Autor beleuchtet nicht nur die dominierende Krankheit – die Pest – sondern auch andere Seuchen wie Lepra, englischer Schweiß, Syphilis oder Ergotismus. Die Lepra ist die am frühesten bezeugte, tödlich verlaufende Infektionskrankheit im mittelalterlichen Westeuropa; sie forderte aber weit weniger Opfer als die Pest und andere Seuchen.

Schon die Zeitgenossen hatten ein existenzielles Interesse an der Suche nach den Ursachen: Dennoch blieben Einblicke in das seuchenbedingte Reaktionsspektrum von Ärzteschaft, Obrigkeiten und Stadtbevölkerung während des ausgehenden 14. Jahrhunderts beschränkt (S.192). Zwar kannte man bis zum 19. Jahrhundert noch nicht die mikrobiologischen Ursachen, aber aufgrund von empirischen Beobachtungen, konnte doch eine Reihe sinnvoller Maßnahmen ergriffen werden, um die Seuchen zumindest zeitweise einzudämmen.

So wusste man, dass eine höhere Bevölkerungsdichte eine stärkere Seuchengefahr hervorrief. Betroffen waren vor allem also Städte als große Verdichtungsräume. Ferner: Eine größere Mobilität ließ ebenfalls die Gefahr der Einschleppung von Seuchen ansteigen. Märkte, Messen, Jahrmärkte, Wallfahrten, Reisen und Kriege (Soldaten und Heerlager) oder auch Badestuben führten Menschen zusammen, sodass Übertragungen viel leichter vonstatten gingen. Dies bedeutete vor allem für Handelsorte eine größere Gefahr als für die Dörfer. Darüber hinaus gestalteten sich die hygienischen und sonstigen Lebensumstände schlecht: Ratten, Flöhe, Läuse, Wanzen und Schaben, schlechte Trinkwasserversorgung, Ernährung (Missernten), freilaufendes Vieh in den Städten, Hochwasser am Rhein, das Müllproblem als Stichworte. Auch die sehr beengten Wohnbedingungen trugen zur Gefahrensteigerung bei.

Eine durchlaufende Kernfrage der Studie ist die nach dem Umgang mit den Seuchen und insbesondere nach den Reaktionsmustern der Städte, Territorien, Kirchen, öffentlichen Institutionen und der betroffenen Menschen. Diese Reaktionen kommen uns in den heutigen Zeiten angesichts der Herausforderung der Corona-Epidemie zum Teil vertraut vor: Isolation, Schul- und Universitätsschließungen, Einschränkungen von kirchlichen Veranstaltungen (Beerdigungen, Gottesdienste, Wallfahrten), Einschränkung des Wirtschaftslebens durch Geschäftsschließungen oder Flucht aus der Stadt auf das Land, als mögliche Gegenmittel. Hierzu gehörte auch die Verhinderung größerer

Menschenansammlungen. Ein Verdacht bei der Suche nach den Ursachen der Krankheiten fiel auf die Luft: die Miasmen als schädliche Ausdünstungen – gleichsam die heutigen Aerosole. Auch die Reaktionen auf diese Maßnahmen kommen uns bekannt vor: Es regte sich Unmut, ja, teilweise Widerstand gegen Einschränkungen, so zum Beispiel gegen die Begrenzungen bei Beerdigungsfeierlichkeiten. Die Städte mussten hingegen für solche Maßnahmen werben.

Ferner gab es den Faktor der religiösen Bewältigung: Es ist eine Intensivierung der Frömmigkeitsbezeugungen (Bittmessen, Verteilung von Almosen, Gebete gegen einen sündhaften Lebenswandel, Prozessionen, Wallfahrten, Bildung von Bruderschaften) festzustellen. Dabei engagierten sich Klöster und Orden (unter anderem Alexianer, Antoniter, Franziskaner und Beginen) sehr intensiv um die von den Seuchen betroffenen Menschen.

Relevant war natürlich immer die Frage nach der Vorbeugung vor und der Behandlung von Krankheiten. Die medizinische Versorgung gestaltete sich ungleich schlechter, ja war eigentlich nicht vergleichbar mit der heutigen Versorgung: Ärzte, Wundärzte, Laienheiler und Scharlatane konnten meist nicht viel ausrichten. Aderlass und Räucherwerk stellten unter anderem Mittel der medizinischen Versorgung dar. Darüber hinaus gab es eine stärkere Institutionalisierung des seuchenbedingten Reaktionsspektrums wie etwa die Einrichtung von Pesthäusern. Hinsichtlich der Informationspolitik verboten einige Städte ein allzu exzessives Totenläuten, um die wahre Dimension des großen Sterbens vor der Bevölkerung zu verschleiern (S. 24). Ansonsten existierte ein durchaus reger Austausch von Informationen und Gerüchten zwischen den Städten – vor allem den am Rhein gelegenen.

Daneben zu beobachten waren – gerade weil man die Ursachen nicht kannte – auch ganz hässliche Folgen wie Verfolgungen von und Pogrome gegen Minderheiten – Juden – infolge von Seuchen als vermeintlich Schuldige. Die Ausschreitungen ereigneten sich weder zufällig noch als spontane Reaktionen eines aufgeheizten Mobs. Allerdings mahnten schon prominente Kirchenleute, dass die Juden nicht für die Seuchen verantwortlich sein könnten, allein schon aus dem Grund, weil sie genauso betroffen waren wie ihre christlichen Nachbarn. Letztlich waren die Seuchen nicht zu überwinden, da die entsprechenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse fehlten.

Der Forschungsstand zur Seuchengeschichte rheinischer und westfälischer Städte ist unterschiedlich: So sind die Städte Aachen und Köln recht gut aufgearbeitet, andere noch kaum, sodass systematische Vergleiche erschwert werden. Die Kapitel 1–3 (S. 11–145) sind systematisch-strukturell aufgebaut, das Kapitel 4 (S. 146–325) chronologisch narrativ – dabei werden jeweils die Seuchen in unterschiedlichen Städten beleuchtet. Die Schlussbetrachtung von zweieinhalb Seiten ist leider zu kurz geraten (S. 326–328); man hätte sich gerade nach dem umfangreichen vierten Kapitel eine systematisch-strukturelle Zusammenfassung der Ergebnisse gewünscht. Dies hätte geleistet werden können anhand von einigen Leitfragen wie beispielsweise: Welche Reaktionsmuster waren spezifisch für eine Stadt, welche Reaktionen und Maßnahmen waren städteübergreifend gleich, welche unterschiedlich? Eine weitere Auffächerung könnte man nach öffentlichen, privaten und geistlichen Ebenen vornehmen.

Der Autor hat nicht nur eine enorme Fülle an Quellen berücksichtigt und verarbeitet, sondern auch an Literatur; das Literaturverzeichnis umfasst ein Dutzend Seiten (S. 346–382). Leider nicht enthalten ist ein Register, das man vor allem im Hinblick auf die Orte sehr gut hätte gebrauchen können.

Das Werk ist eine sehr nützliche Zusammenstellung und Fundgrube für die Seuchenforschung über das spätere Mittelalter im rheinisch-westfälischen Raum auf dem neuesten Forschungsstand. Unsere »Corona-Epoche« kann hier aufbauen, und es ist zu hoffen, dass auch andere Regionen solch quellengesättigte Untersuchungen erhalten wie die von Jankrift für unseren Raum.

Wolfgang Rosen, Köln/Bonn

Eusebius Wirdeier: Fotogeschichten Sülz und Klettenberg 1855–1985, Köln: Hermann-Josef Emons Verlag 2019, 240 S., 35,00 €.

Sich anhand von Bildern auf eine Zeitreise durch Köln zu begeben, ist ein Ansatz, den in den letzten Jahren immer mehr Publikationen zur Domstadt und ihren Veedeln für sich rezipieren. Mit seinen über 300 Fotos zur Sülzer und Klettenberger Veedelsgeschichte reiht sich das Buch von Eusebius Wirdeier zwar in jene Riege ein, stellt den bereits vorhandenen Büchern aber doch etwas gänzlich Neues an die Seite: Fotos aus größtenteils privatem Besitz, sorgfältig ausgewählt und gewürdigt durch fundiert recherchierte, ausführliche Erläuterungstexte. Dabei ist Wirdeier das gelungen, was klassische Fotobücher oftmals vermissen lassen: Die über das Verharren in der Dokumentation des Ist-Zustandes weit hinausgehende Einordnung der Fotos in den historischen Kontext.

Gut zwei Jahre lang dauerte die Suche nach historischen fotografischen Dokumenten aus der Nachbarschaft. Nach einem Aufruf des Fördervereins Lesezeichen e. V. und der Sülzer Stadtteilbibliothek konnten Bürgerinnen und Bürger dort ihre privaten Schätze zur Verfügung stellen und sichten lassen. Angereichert mit persönlichen Erzählungen zu einzelnen Fotos konnten so Aufnahmen von großem historischem Wert zu Tage gefördert werden. Wo das private Material nicht ausreichte, zog Wirdeier Fotos aus kölnischen Archiven und Museen heran.

Damit wird das Buch seinem ursprünglichen Anspruch, ein »Bilderbuch zur Ortsgeschichte« zu werden (S. 27), mehr als gerecht: Eingeleitet durch »Aspekte der Sülzer und Klettenberger Ortsgeschichte« von Alexander Hess (S. 10–23), veranschaulicht Wirdeier die Entwicklung der zwei Stadtteile vom Ackerland über ein industriell-wirtschaftlich genutztes Gewerbegebiet hin zum dicht besiedelten Wohngebiet in 13 Fotogeschichten. Neben diesen Fotogeschichten, die jeweils unterschiedliche Themen und Zeitspannen abdecken, werden einzelne Bilder in chronologischen Einschüben aus der Zeit von 1885 bis 1985 präsentiert. Durch persönlich gefärbte Beiträge zu einer jeden thematischen Fotogeschichte wie auch die ausführlichen Bildunterschriften bietet das Buch wesentlich mehr als nur die Einladung zum Durchblättern und Betrachten.

So fällt es insgesamt leichter zu verzeihen, dass die Struktur hier und da einige Schwächen aufweist: Beispielsweise überbrückt der erste chronologische Einschub 20 Jahre (1880–1899), die folgenden Einschübe daran anschließend allerdings nur je zehn Jahre.

Darüber hinaus weisen die Fotogeschichten und die chronologischen Abschnitte keinen wirklichen Bezug zueinander auf, da sie zum Teil nicht so recht aneinander anknüpfen. So manches Bild mag auch nicht am rechten Ort positioniert sein, obschon es aufgrund seiner Aussagekraft seinen Platz im Buch verdient hat. Dazu bemerkt Wirdeier selbst, dass »die Zeitmaschine [...] ein wenig hin und her« gesprungen sei (S. 26). Geschuldet ist dies wohl dem Anspruch, möglichst viele wertige und aussagekräftige Fotos aus der Sülzer und Klettenberger Geschichte auf begrenztem Raum unterzubringen. Nichtsdestotrotz ist der (unregelmäßige) Wechsel zwischen chronologisch und thematisch zusammengefassten Bildfolgen eine sehr schöne Idee, um dem Leser die lebendige Entwicklung der beiden Kölner Stadtteile nahe zu bringen.

Ebenfalls positiv hervorzuheben ist die präzise Analyse der Bilder, die für den ungeübten Laien deren verborgene Botschaft wohltuend herausfiltert und in den historischen Kontext einbettet. Auch wenn manch eine Auswertung nicht ganz den Kern der Wahrheit trifft, zeichnen sie sich alle aber dennoch durch Detailreichtum aus. Der historische Kontext zeugt von einer äußerst gründlichen Recherche und versetzt den Leser dadurch vermeintlich mitten in die Zeit hinein. Auch hier und da eingestreute Zusatzinformationen aus dem persönlichen Repertoire des Autors erweisen sich als wertvolle Quelle für einen unmittelbaren Zugang zur Sülzer und Klettenberger (Foto-)Geschichte.

Insgesamt hat Eusebius Wirdeier einen wichtigen und wertvollen Beitrag zur Kölner Veedelsgeschichte geleistet, der sich durch wirklich eindrucksvolle Fotografien, äußerst lesenswerte Texte und kenntnisreiche Kommentare mit persönlicher Note auszeichnet. Dies alles in äußerst hochwertiger Verarbeitung erhält der Leser – nebenbei bemerkt – für vergleichsweise kleines Geld. Auch wenn man die Struktur glatter und die einzelnen Inhalte hätte stimmiger gestalten können, so bleibt am Ende zu resümieren: Authentischer kann man eine Geschichte in Bildern nicht erzählen.

Saskia Klimkeit, Köln

Benedikt Neuwöhner/Georg Mölich/Maike Schmidt (Hg.): Die Besatzung des Rheinlandes 1918 bis 1930. Alliierte Herrschaft und Alltagsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg (Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie 12), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2020, 208 S., 15 Abb., 19,00 €.

Was im allgemeinen Bewusstsein immer noch als »Goldene Zwanziger Jahre« oder »roaring twenties« gilt und nun 100 Jahre später mit dem (zugegeben) brillanten Serienformat »Babylon-Berlin« gefeiert wird, hatte im Rheinland seinen Anfang in der Besatzungszeit nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Forscher, die sich in Bonn, Köln oder Düsseldorf mit dieser Zeit befassen wollten, fühlten hier lange Zeit eine klaffende Lücke. Eine Tagung Ende Juni 2019 in Köln war ein Markierungspunkt zur Neubeleuchtung der Rheinlandbesetzung (S. 10), und mit der hier anzuzeigenden Publikation beginnt sich nun diese Lücke zu schließen. »Endlich!« freut sich Rezensentin und bekennt, dass sie die Beiträge nicht in der im Inhalt vorgesehenen Reihenfolge gelesen hat. Von der Einleitung der drei Herausgeber (S. 9–24) ist sie direkt zum letzten Beitrag von Martin Schlemmer über die Perspektive einer Erforschung der Rheinlandbesetzung (S. 167–203) gesprungen. Denn hier haben die drei Herausgeber und Schlemmer die

Neugier der Leserin auf den Überblick über die Forschung und deren neue Perspektiven gestillt. Gleichsam wie eine Klammer umschließen die beiden wichtigen Beiträge die im Mittelteil dominierenden Einzeldarstellungen. Dabei beschränken sich Neuwöhner, Mölich und Schmidt längst nicht nur auf die Vorstellung der Beiträge des Sammelbands (S. 22–24), sondern geben einen fundierten Überblick über Literatur und Themen zur Besatzungszeit (S. 11–17) und liefern erstmals eine Definition von »Rheinlandbesetzung« (S. 18 f.).

Martin Schlemmer vertieft in seinem Beitrag den Blick der Herausgeber auf den Forschungsstand und präzisiert verschiedene Themenblöcke sowie zum Beispiel die Besatzungsmächte im Vergleich (S. 169–173), Gewalt und Revolution (S. 174–176), die Furcht vor dem Bolschewismus oder den Frieden von Versailles und das Prinzip der Selbstbestimmung (S. 176–180). Zudem entwickelt er Perspektiven für die zukünftige Forschung (S. 183–189). Eine Kärnerarbeit hat Schlemmer aber geleistet, indem er sich vor allem den Quellen gewidmet hat und dem Leser einen Überblick über die zur Rheinlandbesetzung existierenden Bestände in den verschiedenen deutschen und ausländischen Archiven sowie zu bestimmten Quellentypen gibt – immer wieder auch mit Hinweis auf digital zu nutzende Findbücher, Bestände und Projekte (zum Beispiel S. 190–193, 195). Außerdem berichtet er über Ausstellungen und Projekte (S. 196) sowie den Stand der Digitalisierung von Archivgut und zum Zugang zu Quellen der Rheinlandbesetzung. »Crowdsourcing«, »cross sharing« und »citizen science« sind hier die Schlagworte, hinter denen sich zum Beispiel das seit 2011 bestehende Projekt »Europeana« verbirgt (S. 199).

Den Reiz dieses Sammelbandes machen aber sicherlich die unterschiedlichen Blickpunkte der Autoren und die breite Themenpalette aus. So beleuchtet Susanne Brandt die Denkmalkultur in Düsseldorf nach dem Ersten Weltkrieg (S. 27–46); insbesondere beschäftigt sie sich mit dem bereits kurz nach seiner Entstehung umstrittenen Denkmal des Infanterie-Regiments 39 (S. 35–38) des Düsseldorfer Bildhauers Joseph Rübsum (1896–1976). Benedikt Neuwöhner widerspricht in seinem Beitrag »Krieg im Frieden – Frieden im Krieg« (S. 47–95) der gängigen Vorstellung von der Rheinlandbesetzung als verlängertem Kriegszustand und untersucht anhand von Akten der britischen Besatzungsverwaltung, Aufzeichnungen von britischen Soldaten und Akten aus deutschen Landes- und Kommunalbehörden die britische Besetzung in Köln zwischen 1918 und 1924. Dabei geht es um grundlegende Bedingungen im britischen Sektor (man vergleiche die auf S. 29 angegebene unterschiedliche Truppenstärke der jeweiligen Alliierten im Rheinland!) oder auch die Strukturen und das Personal der Besatzungsarmee (S. 54 ff.) wie zum Beispiel Herkunft und soziales Milieu der Offiziere (S. 56–58). Durch die Anwendung der Strategie des »indirect rule«, also der Kooperation von Besitzern mit lokalen Behörden, konnten Friktionen vermieden werden (S. 60). Dies zeigte sich – so Neuwöhner – auch an der Aufstellung einer paramilitärischen Einheit im britischen Sektor (S. 64 ff.) wie auch in der relativ milden Behandlung des Kölner Polizeipräsidenten Paul Runge (S. 70 f.), welcher der Aufstellung einer paramilitärischen Einheit kritisch gegenüberstand.

Charlotte Vekemans stellt zahlreiche Aspekte der belgischen Besetzung des Rheinlands (S. 73–96) dar, die bislang nur »sehr unausgeglichene« (S. 76) in der historischen Forschung dargestellt ist. Dies gelingt ihr anhand von erst 2002 aus Moskau

zurückgehaltenen Akten des belgischen Verteidigungsministeriums (S. 77). Eine exakte belgische Strategie für das Rheinland zu beschreiben, sei – so die Autorin – schwer. Auch Mareen Heying widmet sich der belgischen Besetzung in ihrem Beitrag über »Kontrolle von Dirnen und schlechten Weibern im belgisch und französisch besetzten Düsseldorf 1918–1926« (S. 97–118) und beschreibt die schikanöse Regulierung und Kontrolle (S. 102 f.), denen die Frauen aus Sorge vor Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten durch die beiden Besatzungsmächte unterzogen wurden.

In »Die Ruhrbesetzung 1923–1925. Realitäten, unterschiedliche Wahrnehmungen und der Kampf um die Erinnerung« fragt Stefan Goch, ob diese Zeit der alliierten Besetzung nicht eher Teil einer Gewaltgeschichte am Beginn der Weimarer Republik gewesen sei und vielmehr die Inflation in Erinnerung geblieben sei (S. 120). Die eigentliche Besetzung des Ruhrgebiets sei überwiegend friedlich verlaufen (S. 121), andererseits hätten sich passiver Widerstand gegenüber der Besetzung vermischt mit »ökonomischen Streiks, lokalen Unruhen und Krawallen [...] Erwerblosen- und Hungerdemonstrationen« (S. 125), besonders seit April/Mai 1923 (S. 130–132, 134–136). Erst mit Abbruch des passiven Widerstands und mit der Konsolidierung der Wirtschaft beruhigte sich auch die Besetzungssituation (S. 137). Die Ruhrbesetzung spielt ebenfalls eine Rolle in dem Beitrag von Mark Haarfeldt über die »Deutsche Propaganda im Rheinland 1918–1930«, der deren »Strukturen, Inhalte und Intentionen« untersucht. Vom Verein »Rheinische Volkspflege« (S. 146) wurde die Propaganda im Rheinland gesteuert und Kampagnen organisiert, die eine Annäherung an Frankreich verhinderten und einen deutschen Nationalismus vorantrieb (S. 150 f.). Die »Schwarze-Schmach«-Kampagne gegen die aus Kolonialgebieten stammenden französischen Soldaten verfestigte das Bild des brutalen, afrikanischen Besatzungssoldaten. Am Ende führte die deutsche Propaganda nicht dazu, »Inhalte, Symbole und Begriffe« der deutschen Republik zu vermitteln, sondern vertiefte aggressiven Nationalismus, Rassismus und antidemokratische politische Theorien in den Köpfen der Bevölkerung (S. 166).

Insgesamt haben die Herausgeber einen fundierten Tagungsband unter Einbeziehung begrifflicher und struktureller Fragestellungen zum Forschungsthema der Rheinlandbesetzung publiziert. Ein wenig schade ist das Fehlen des Tagungsbeitrags von Kai-Michael Sprenger über die amerikanische Besetzung von Koblenz und des Moselgebiets. Auch wenn die Herausgeber selbst noch »reichlich Forschungsbedarf« (S. 11) auf bestimmten Feldern der Rheinlandbesetzung sehen, ist ihnen ein erster Aufschlag dazu mehr als gelungen.

Gabriele Oepen-Domschky, Köln

Habbo Knoch/Ralph Jessen/Hans-Peter Ullmann (Hg.): Die Neue Universität zu Köln. Ihre Geschichte seit 1919. Hg. im Auftrag des Rektors der Universität zu Köln, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2019, 295 S., zahlreiche Abb. (s/w u. Farbe), 20,00 €.

Nach der Schließung der mittelalterlichen Universität durch die Franzosen dauerte es 120 Jahre bis in Köln eine neue, zweite Universität entstand. Deren Errichtung jährte sich 2019 zum einhundertsten Mal. Eine mehrbändige Universitätsgeschichte seit dem Mittelalter erschien bereits 1988 zur 600-Jahrfeier seit der ersten Gründung. Anders als

diese geschichtswissenschaftlichen Werke konzentriert sich der hier besprochene Band einerseits auf die moderne Universität seit 1919, andererseits verfolgt er ein deutlich publikumsnäheres Konzept. Er verzichtet auf viele Fußnoten, präsentiert stattdessen reiches Bildmaterial. Das Format gleicht manchem Ausstellungskatalog – ein luftiger, zweispaltiger Flattersatz –, und die vielen Abbildungen verstärken diesen Charakter. Es ist ein in Konzept und Gestalt ansprechender Band, mit dem die Universität ihr gegenüber dem Jubiläum 1988 aktualisiertes Geschichtsbild präsentiert.

Die acht Kapitel reichen von der Vorgeschichte der Handelshochschule bis zur »Exzellenzuniversität« der Gegenwart. Anfangs folgt die Gliederung den politischen Einschnitten 1919, 1933, 1945, setzt dann aber zeitliche Grenzen bei den Jahren 1960, 1975, 1990 und 2007. Nach 1960 wäre demnach das Zeitalter der Ordinarienuniversität zu Ende gegangen. Seit 1975 habe im Vergleich zur vorangegangenen eine Zeit finanzieller Mangelwirtschaft geherrscht, die bis 1990 gereicht hätte. Im Jahr 2007 sei mit dem nordrheinwestfälischen »Hochschulfreiheitsgesetz« die von den Universitäten geforderte Autonomie gewährt worden, was in Köln die spätere Exzellenzuniversität ermöglicht habe.

Man muss diese Gliederungsfolge nicht unbedingt nachvollziehen, um das Buch mit Genuss zu lesen. Den meisten Abschnitten ist eine Zeitleiste vorangestellt, die dem Leser eine leichte Orientierung bietet. Es folgt ein kurzer Text, der in den jeweiligen Zeitschnitt einführt. Rund 40 thematische Abschnitte vertiefen daraus einzelne Aspekte. Da wird – dies und das folgende nur als Beispiele – das Sozialprofil der Kölner Studierenden in den 1920er-Jahren unter dem Titel »Männlich, katholisch, provinziell« beschrieben. Eine kurze Darstellung widmet sich den Bücherverbrennungen am 17. Mai 1933 in der Claudiusstraße. Oder es werden die »Anfänge der Frauenförderung« in den 1990er-Jahren geschildert. Auch der baulichen Entwicklung der Universität sind mehrere Texte gewidmet. Ein weiteres Element der Darstellung sind eingestreute Objektbeschreibungen. Auf jeweils einer Seite werden 36 Gegenstände vorgestellt, an denen sich ebenfalls Universitätsgeschichte verdichten lässt. Das können ganz unterschiedliche Dinge sein, ein technisches Gerät, eine Briefmarke, ein Dokument, ein Plakat. Dabei kommt es hier und da zu (man darf annehmen gewollten) aussagestarken Zusammentreffen von eigentlich Unzusammenhängendem. Beispiele: das Kündigungsschreiben des jüdischen Mathematikers Hans Hamburger 1935 und ein Vergleichsmikroskop des Instituts für Kriminologie 1936; oder eine Entnazifizierungsakte neben einer Nobelpreisurkunde; oder High-Tech vs. Low-Tech, wenn ein Computertomograph in der medizinischen Fakultät einem Unimog des Instituts für Ur- und Frühgeschichte gegenübersteht; interessant, dass der Overheadprojektor, das Standardmöbel im Seminarraum der 1980er-Jahre, noch heute zahlreich in der Universität zu Köln vorhanden sein soll.

Außerdem präsentiert das Buch 62 kurze Biographien von Personen, denen in unterschiedlicher Weise exemplarische Bedeutung für die Universitätsgeschichte zukommt. Das reicht von der durch die Nazis erst entrechteten, dann in Auschwitz ermordeten Studentin Jenny Gusyik zu bekannten Rechtsgelehrten, Medizinerinnen und Kulturwissenschaftlern aus 100 Jahren Geschichte der »Neuen Universität zu Köln«.

Heidrun Edelmann: Die Adenauers und die Universität zu Köln, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2019, 393 S., 24 s/w-Abb., 35,00 €.

Die Publikation der Historikerin und Publizistin Heidrun Edelmann entstand im Kontext des »runden« Jubiläums der 1919 neu gegründeten Kölner Universität auf Initiative des Rektorats. Die Monographie beschäftigt sich umfassend mit der bedeutenden Rolle der »Adenauers« für die neue Kölner Universität – wobei natürlich klar ist, dass eben Konrad Adenauer dabei die zentrale Figur ist. Sein besonderes Engagement als Oberbürgermeister seit 1917 für die Errichtung einer Universität in der Domstadt ist bereits schon in anderen Publikationen gewürdigt worden – so etwa in der großen Adenauer-Biographie von Henning Köhler (1994) und in der umfangreichen Darstellung von Bernd Heimbüchel im zweiten Band der umfassenden Kölner Universitätsgeschichte von 1988. Mit dem Ansatz der Autorin, beide im Buchtitel genannten Akteure gemeinsam und im Zusammenhang zu beschreiben, möchte sie diese auch in einem neuen Licht erscheinen lassen. Sie hat dabei unter Heranziehung von Beständen in acht Archiven und mit Auswertung der Presse als Quelle für die lokale Entwicklung eine durchaus dichte Beschreibung der jeweiligen Aktionsfelder vorgelegt, die teilweise mit neuen Einsichten aufweisen kann. Das gilt vor allem für die internen Vorgänge innerhalb der von Adenauer intensiv beaufsichtigen und beäugten Kölner Alma Mater und in deren Verhältnis zur Kommune. Exemplarisch hier der »verspätete« Zugang einer Ernennungsurkunde für den Bruder Adenauers (August Adenauer) zum Honorarprofessor im Kölner Rathaus (S. 111 f.), der durch Adenauers insistierende Nachprüfung zu erheblichem Wirbel im Rathaus führte – als Ergebnis führte Adenauer für die Stadtverwaltung einen Briefeingangsstempel ein. Diesen kleinteiligen Stil sollte Adenauer bis in seine Zeit als Bundeskanzler – trotz allem Blick auf übergreifende Entwicklungen und Chancen – konsequent beibehalten.

Die Darstellung Edelmanns gliedert sich weitgehend chronologisch in neun Kapiteln, die teilweise eher schlagwortartig überschrieben sind. Diese beginnen mit den »Vorgeschichten« mit dem Einstieg der »Familie Adenauer in einer Stadt ohne Universität«. Ausführlich dargestellt werden hier die Bemühungen des gerade etablierten Oberbürgermeisters um ein kommunal finanziertes »Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften« im Kriegsjahr 1917 an der in Köln bestehenden Handelshochschule zu etablieren – mit Max Scheler als Mitdirektor. Gleichzeitig gab es aus der preußischen Kultusbürokratie auch Überlegungen zu einer »rheinischen Großuniversität Köln-Bonn« (S. 34), was Adenauers Planungsideen entgegenlief. Im Kapitel »Gründung« wird die geradezu abenteuerliche Geschichte der Genehmigung der Kölner Neugründung im revolutionären Berlin des Jahreswechsels 1918/19 beschrieben. Adenauers Angebot einer Neugründung der Kölner Universität mit voller Trägerschaft der Stadt hätte wahrscheinlich zu keinem anderen Zeitpunkt Chancen auf Zustimmung vom preußischen Staat als Landesherr gehabt. Adenauers Fähigkeit, dieses – wie man heute sagen würde – Zeitfenster zu nutzen, gehört zu den auch langfristigen Erfolgsgeheimnissen des erfolgreichen *homo politicus*. Aber auch in der umgekehrten »Berliner« Sicht war es eine rational geleitete Entscheidung, die Universitätspläne Adenauers zu genehmigen: »Adenauer erschien ›Berlin‹ als der Politiker im Rheinland, der die Reichseinheit gegen autonomistische und separatistische Bestrebungen verbürgen konnte« (S. 367). So trifft das 1929 formulierte Urteil des Kölner Sozialdemokraten Wilhelm Sollmann sicher

insgesamt zu: »die Universität [...] [war] nur möglich geworden durch die Revolution« (S. 49). Ausführlich und so noch nie beschrieben werden Adenauers »Überzeugungsarbeiten« innerhalb der städtischen Politikfelder dargelegt, die zum Ergebnis führten, dass die Stadtverordneten in einer dramatischen Sitzung vom 20. März 1919 letztlich dem Universitätsplan zustimmten, obwohl diese Hochschulneugründung natürlich unbestimmte Kosten ausschließlich zu Lasten des kommunalen Haushaltes implizierte. Die feierliche Eröffnung der Universität am 12. Juni 1919 war dann sicher ein erster Höhepunkt in der Amtszeit des Oberbürgermeisters Adenauer. Die weiteren Kapitel des Bandes können hier nicht im Einzelnen vorgestellt werden. Adenauer als Vorsitzender des Kuratoriums der Universität behielt alle entscheidenden Entwicklungen im Aufbau der »Neuen Universität« genau im Blick – auch im teilweise intensiv ausgelebten Konflikt mit dem Gründungsrektor der Universität, Christian Eckert. Der Oberbürgermeister kümmerte sich intensiv um die Berufung einzelner Professoren auf die Lehrstühle in den neu errichteten Fakultäten, wobei dabei der Faktor »Konfession« durchaus eine zentrale Stelle einnahm, was auch durchaus kritisch in der politischen Öffentlichkeit diskutiert wurde, etwa, wenn Wilhelm Hölken als Sprecher der SPD-Fraktion im Rat 1922 davon sprach, dass die Universität »in dem Geruch, klerikalen Machtgelüsten besonders zu unterliegen« stehe (S. 127). Diese Konfliktlinien werden von Edelman ausführlich dargelegt, sodass die Studie hier auch einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Universitätsgeschichte in Preußen liefert. Auf die souverän dargestellten Beispiele kann hier nicht näher eingegangen werden. Im umfangreichen, modisch überschriebenen Kapitel »Fundraising« schildert Edelman Adenauers umfassende Bemühungen um die Einwerbung von dringend benötigten Finanzmitteln für »seine« Universität. Durch seine umfassenden »Netzwerke« gelang es ihm erfolgreich, Geld für den Ausbau der Institute und insbesondere für den Neubau des Hauptgebäudes vor allem bei privaten Förderern und Industriellen einzuwerben und gleichzeitig die Kommunalpolitik trotz aller Kritik im Boot zu behalten (was eine hoch einzuschätzende Leistung Adenauers darstellt). Interessant sind die Ausführungen zu Adenauers Aktivitäten zur Gründung eines »Deutsch-französischen Instituts« in Köln (S. 234–242), die im Kontext der internationalen PRESSA-Ausstellung von 1928 angelegt wurden. Es fällt auf, dass die Autorin demgegenüber die Aktivitäten Adenauers in Richtung des faschistischen Italiens im Kontext der Gründung eines universitätsnahen »Petrarca-Hauses« überhaupt nicht thematisiert (obwohl dieses Thema durch zwei Aufsätze von Andrea Hoffend von 1995 umfassend aufgearbeitet ist!). Insofern fehlt hier ein Gesamtblick auf Adenauers auch universitätspolitische Ambitionen in diesem transnationalen Politikfeld in Europa wie es schon vor über 20 Jahren Guido Müller in dieser Zeitschrift entwickelt hatte (Guido Müller: Adenauers Europa- und Kulturpolitik als Kölner Oberbürgermeister 1917–1933, in: GiK 47 [2000], S. 48–70). Unter der Überschrift »Zuspitzungen« wird dann auch der Prozess der Zuspitzung der nationalsozialistischen Agitation bis zur sogenannten »Machtergreifung« umfassend thematisiert, wobei Adenauer hier eher als Getriebener denn als Akteur auftritt. Nach der »Generalpause« (Kapitel 7) mit Adenauers Vertreibung aus der Position des Oberbürgermeisters 1933 und seiner Verfolgung durch die Nationalsozialisten bekam Adenauer als relativ kurzfristig amtierender Oberbürgermeister 1945 wieder Zugriff auch auf Fragen der Neukonstituierung der Universität nach dem Krieg. Danach ist es

aber dann Adenauers Sohn Max Adenauer (1910–2004), der seit 1948 als Dezernent und später seit 1953 als Oberstadtdirektor der Kölner Stadtverwaltung angehörte, der in der Darstellung zentral behandelt wird. Beleuchtet wird dessen wichtige Rolle als Kölner Verwaltungsleiter besonders bei der Änderung des Status der Kölner Universität, die nach Jahrzehnten der kommunalen Trägerschaft nun zur Landesuniversität von Nordrhein-Westfalen wurde (1960), wobei es Max Adenauer gelang, den befürchteten »Kollaps des städtischen Kulturhaushalts« durch die Kosten der Universität abzuwenden (S. 374).

Die in der Überschrift des Bandes benannten »Die Adenauers« tauchen ansonsten in dem Band nur sehr sporadisch auf (S. 112 f.: Studierende aus der Familie Adenauer an der Kölner Universität, zudem die Liste »Adenauer« im Personenregister, S. 388). Natürlich ist der gewählte Zugriff vollkommen legitim und auch lohnenswert. Die weitgehende Konzentration auf Konrad Adenauer ist sachadäquat und bietet einen weitgehend konsistenten Einblick in dessen Politikkontext zur Kölner Universität. Hier wäre es aber sinnvoll gewesen, die Ergebnisse der Studie von Volker Köhler zur »Mikropolitik« Adenauers in der Weimarer Zeit (Volker Köhler: Genossen – Freunde – Junker. Die Mikropolitik personaler Beziehungen im politischen Handeln der Weimarer Republik, Göttingen 2018, zu Adenauer besonders S. 125–192 et passim) heranzuziehen. Diese Erkenntnisse wären sicher nützlich gewesen, um Adenauers Vorgehensweise in Universitätsfragen im Kontext seiner gesamten »Mikropolitik« besser einordnen zu können.

Einige kleine Fehler sind anzumerken: Auf S. 235 etwa wird auf die Erfahrungen der »französischen Besatzung« rekurriert, obwohl es natürlich die britische Besatzung in Köln war. Auf S. 244 wird Max Adenauer als »Oberbürgermeister« benannt. Das Literaturverzeichnis ist nicht immer zuverlässig und manche Zitierhinweise in den Fußnoten führen zu keinem Titel in der Literaturliste (Beispiel: »Bock u. Marmetschke 2005«, S. 274, Anm. 61).

Insgesamt ist der Studie trotz der Einschränkungen ein gelungener, gut lesbarer Beitrag nicht nur zur Adenauer-Forschung, sondern auch zur Kölner Universitäts- und Stadtgeschichte – und zudem ein wichtiger Baustein für eine noch zu schreibende Universitätsgeschichte des Rheinlandes vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Georg Mölich, Köln

Mario Kramp: Köln an der Seine. Der Kölner Pavillon auf der Pariser Weltausstellung 1937. Mit Fotografien von Hugo und Karl Hugo Schmölz, Köln: Greven Verlag 2019, 271 S., 167 Abb., 30,00 €.

Dass die Mitarbeiter des Kölnischen Stadtmuseums mit ihrer Ausstellungsreihe »Drunter und Drüber« zahlreiche Tiefenbohrungen auf Kölner Stadtgebiet angestellt haben, freute die Besucher ihrer Ausstellungen immer wieder. Dass der Direktor des Hauses, Mario Kramp, solche Bohrungen nun auch in Paris ausführt und die Geschichte des damals einzigen Pavillons einer deutschen Stadt auf der letzten Weltausstellung vor Beginn des Zweiten Weltkriegs in der französischen Hauptstadt schildert, macht neugierig.

Die Leser und Leserinnen werden mit einer Karte im Vorsatz und der ersten Beschreibung des Geländes und dessen Bauten (S. 14–17) geradezu in das Buch hereingezogen

und tauchen in die Welt von 1937 ein. Man staunt zum Beispiel über die Vorgeschichte des Kölner Pavillons auf dem Ausstellungsgelände in Paris (S. 37–44): Wessen Idee war der Bau eines Hauses dort, wer hat mit wem darüber korrespondiert, wer hat dafür gesorgt, dass der Pavillon überhaupt gebaut wurde? Letzteres, so der Autor, sei nicht mehr nachvollziehbar (S. 40). Ein herrlich harmloser Klüngel meint man – doch Mario Kramp wäre nicht Mario Kramp, hätte er nicht bereits in seinem Prolog warend auf die »weinselige, gemütliche Variante« (S. 10) des Faschismus hingewiesen.

Und so entfaltet er in einer chronologischen Darstellung von der Vorgeschichte (S. 13–23) bis zum Abbruch des Pavillons (S. 195–202) minuziös die Schichten seiner Tiefenbohrung: Nicht nur die Geschichte (Vorgeschichte, Planungen, Bauten, Veranstaltungen) sondern beispielsweise auch die museale Konzeption und Denkmalpflege (Vorbild war das »Haus der Rheinischen Heimat«, S. 45–58) sowie die Ausstellungskonzeption mit Rekonstruktion der ausgestellten Objekte (S. 75–116) werden dargestellt. Bemerkenswert ist auch die Beschreibung der deutschen Kolonie und ihrer bekanntesten Vertreter in Paris – die Brüder Mann, Anna Seghers oder Alfred Döblin, um nur einige zu nennen (S. 137–153). Und darin wird die ganze Reihe der in den Kölner Pavillon eingebundenen Künstler einerseits bis zum Vertreter der Pariser Exilanten andererseits aufgefächert, vom fanatischen Anhänger des Nationalsozialismus und Goldschmied Karl Borromäus Berthold (S. 147–148) zum Maler und Gegner des Regimes Anton Räderscheidt (S. 153–155); dazwischen die Künstler angepasster Gesinnung. Das alles wird nicht ohne die politischen Hintergründe und die Einbindung in das NS-System sowie die französische Vorkriegsrepublik geschildert. Genau identifiziert der Autor die Akteure aus Politik, Unternehmertum und Gesellschaft (S. 118–125, 157–187).

Die Grundlage dafür sind der umfangreiche Quellenbestand, den Kramp nutzen konnte – angefangen bei den einzigartigen Fotografien von Karl Hugo Schmözl und seinem Vater Karl Schmözl im Kölner Fotoarchiv Wim Cox sowie den Akten Kölner Archive, des Auswärtigen Amtes in Berlin und des Pariser städtischen und Nationalarchivs. Hinzu kommen die gedruckten Quellen, Zeitschriften und Literatur, die man zu so einem entlegenen Thema in dieser Fülle nicht erwartet hätte (S. 244–262). Sehr stimmig ist dazu die Gestaltung des Greven-Verlags: Die originalen Fotos von Schmözl werden durchgängig stilsicher, groß und in bester Qualität neben dem Text präsentiert, die historischen Abbildungen geringerer Qualität kleiner gezeigt. Das ist ebenso konsequent wie nachvollziehbar, aber auch ein bisschen schade: Manch beteiligte Persönlichkeit hätte man sich trotz einer schlechteren Qualität gerne genauer angeschaut.

Was lehrt uns das alles? Wenn sich Historikern die Chance bietet, einen solchen Zufallsfund auszuwerten und systematisch begleitende Quellen zu konsultieren, dann wird Geschichte im besten Sinne des Wortes erzählt – nicht ohne Hinweis auf die dieser spezifischen Epoche innewohnenden Gefahren. Denn, und hier wiederholt die Rezensentin die Mahnung des Autors, »auch der gemütliche Faschismus ist Faschismus« (S. 10).

Gabriele Oepen-Domschky, Köln

Fritz Bilz: Otto Unger. Von Nazis verfolgt, im Versteck überlebt, Demokratie gelehrt. Köln: Werkstatt für Ortsgeschichte Köln-Brück 2020. 136 S., 15,00 €.

Fritz Bilz widmet sich intensiv der Geschichte des Ortes Köln-Brück und hat nun eine sehr lesenswerte Biografie über die Lebensgeschichte des viele Jahre in Brück wohnenden Gymnasiallehrers Dr. Otto Unger (1890–1984) vorgelegt. Unger wurde wegen seiner jüdischen Herkunft in der NS-Zeit verfolgt. Fritz Bilz wertet für seine Arbeit die überlieferten schriftlichen Zeugnisse aus, hat vor allem aber über 17 Jahre lang mit zahlreichen ehemaligen Schülern, Kollegen und vor allem mit dem Sohn Hartmut Unger aussagekräftige Interviews geführt. Das Resultat ist eine facettenreiche Biografie, die exemplarisch einen aus einer jüdischen Familie stammenden Menschen beschreibt. Otto Unger und seine Familie mussten die Verfolgung der Nationalsozialisten erleiden und Unger entging nur knapp der Deportation und der Ermordung als »nicht-arischer« und in »privilegierter Mischehe« lebender Kölner.

Das Buch gliedert die Vita des Pädagogen in einen Abschnitt vor 1933, die Zeit des Nationalsozialismus und den Lebensabschnitt nach dem Zweiten Weltkrieg: Otto Unger stammte aus einer in Berlin-Schöneberg lebenden jüdischen, säkularen, großbürgerlichen Familie. Für die Eltern spielte die jüdische Religion keine Rolle, und sie ließen den Sohn evangelisch taufen. Nach dem Abitur 1908 in Berlin studierte Unger französische und deutsche Philologie, Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte. 1912 promovierte er über die Natur im Werk von Wolfram von Eschenbach, eine Thematik, die den Philologen sein ganzes Leben begleiten sollte. Als Studienrat unterrichtete er seit 1930 am staatlichen Gymnasium in Siegburg. Am Lebenslauf Ungers schildert Fritz Bilz dann eindrücklich, wie die nationalsozialistische Verfolgung in das Leben der Familie Unger eindrang und die schrittweise Entrechtung ihr Leben prägte. Schließlich wurde Unger 1935 aus dem Staatsdienst entlassen. Die Verfolgung gipfelte in der unmittelbar bevorstehenden Deportation, der Unger im Herbst 1944 nur durch seine Flucht aus dem Sammellager in Köln-Müngersdorf entging. Sein Überleben im zerstörten Köln ermöglichte der mutige Kölner Kaplan Karl Koch und Personen in dessen Umfeld. Nach 1945 wirkte Unger bis zur Pensionierung am Deutzer Gymnasium wieder als Lehrer. Mit Interesse liest man die Erzählungen ehemaliger Schüler wie dem Schriftsteller und Georg-Büchner-Preisträger Jürgen Becker über den Menschen Unger, sein pädagogisches Wirken und den Schulalltag nach dem Krieg.

Fritz Bilz demonstriert durchgehend, welch große Wertschätzung er dem Menschen, Pädagogen und Sozialdemokraten Unger entgegenbringt. Beispielhaft betont er dessen Wirken als Lehrer, der seinen Schülern demokratische Werte vermittelte, indem er nach 1945 die Schülermitbestimmung auf den Weg brachte. Bilz gelingt es in den Kapiteln zum Leben Ungers vor 1945 für eine historisch interessierte Leserschaft überzeugend, die individuellen Lebensstationen mit den allgemeinen geschichtlichen Tendenzen zu verbinden. Für das abschließende Kapitel wäre an der einen oder anderen Stelle vielleicht eine noch ausführlichere historische Kontextualisierung von biografischen Informationen wünschenswert gewesen. So ist der Hinweis darauf, dass der Pädagoge Unger der offiziellen Einführung der Schülermitbestimmung als Element einer demokratischen Schule vorgeht, sehr richtig. Allerdings hätte für Leser, die nicht zur Fachöffentlichkeit zählen, ein Hinweis hilfreich sein können, dass Unger sicher auch an die reformpädagogischen Schulentwicklung vor 1933 anknüpfte. Auch der Hinweis auf

drei Studienräte im Lehrerkollegium, zu denen Unger in den 1950er ein privates und freundschaftliches Verhältnis unterhielt, wird erst dadurch biografisch bedeutsam, wenn man dem Leser die Opferbiografien dieser Lehrer vorstellen würde. Denn Freundschaften unterhielt der Pädagoge wohl vor allem zu den Studienräten, die vor 1945 nicht zu den Parteigenossen zählten und ebenfalls Entlassung und Verfolgung ausgesetzt waren.

Der Autor hat eine gut lesbare Biografie verfasst und erinnert an das Schicksal von Otto Unger. Dieses Verdienst gilt es auch deshalb zu betonen, da die Anzahl von personenorientierten Veröffentlichungen zu Kölner Lehrern als Opfer oder Täter in der NS-Zeit überschaubar ist. Bilz' Arbeit weist insofern auf ein Forschungsdesiderat hin. Man kann der Biografie Otto Ungers nur eine Leserschaft wünschen, die weit über die hinausgeht, die an der Ortsgeschichte Brücks interessiert ist.

Thomas Kabl, Köln

Winfried Herbers: Der CDU-Politiker Otto Schmidt (1902–1984) – Zwischen religiöser Motivation und Sachpolitik (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, hg. von der Konrad-Adenauer-Stiftung von Günter Buchstab und Rudolf Morsey u. a., Bd. 72), Düsseldorf: Droste Verlag 2020, 244 S. + 16 S. Bildteil, 49,00 €.

Fast vergessen ist Otto Schmidt, einer der wichtigen »Evangelischen« bei der Gründung des rheinischen Landesverbandes der CDU in Köln. Der 1902 in Köln geborene und in einem bürgerlich-konservativ-protestantischen Haushalt in Köln-Lindenthal aufgewachsene Schmidt, irrlichterte in der Weimarer Republik noch zwischen extremer linker und rechter politischer Gesinnung, bevor ihn sein evangelischer Glaube zur Bekennenden Kirche führte. Von der Anwartschaft zur NSDAP-Mitgliedschaft trat er 1935 zurück, nachdem er zehn Jahre zuvor dem »Völkisch-sozialen Block« angehörte, der später in der NSDAP aufging.

Nachdem das Lindenthaler Wohnhaus 1943 zerbombt worden war, siedelte die Familie ins Pfarrhaus von Schmidts Schwagers nach Wuppertal. Im Bergischen fand der Verleger eine neue Heimat, engagierte sich als CDU-Vorsitzender und kurzzeitig auch als Oberbürgermeister, später als Wiederaufbau- und Arbeitsminister in NRW (1950–54) und als CDU-Bundestagsabgeordneter (Schmidt-Wuppertal, 1957–72).

Der Wuppertaler Historiker Winfried Herbers hat jetzt das Bild dieses eigenwilligen Politikers aus der »zweiten Reihe« nachgezeichnet. Schmidt war stets finanziell unabhängig, er war langjähriger Geschäftsführer des elterlichen prosperierenden Fachverlages und Rechtsanwalt. Der tiefgläubige Protestant verband viele Widersprüche in seiner Person: Pflichterfüllung und Zuverlässigkeit forderte er bei sich und Anderen ein, war auch aber ein liberaler Freund der modernen Kunst, Wirtschafts- und Finanzpolitiker des Wiederaufbaus, aber mit einer klaren Haltung zu Umweltthemen, die er bereits in den späten 1950er Jahren auf die Agenda brachte, als viele Luft- und Wasserverschmutzung noch für natürliche Begleitumstände des Wirtschaftswachstums hielten.

In der konfessionell geprägten Frühgeschichte der CDU suchte er den evangelischen Einfluss zu stärken, mahnte protestantisch-pietistische Ethik- und Moralvorstellungen nicht nur als Richtschnur, sondern als konkrete Wegweiser in der praktischen Politik an. Unweigerlich kam er damit mit dem pragmatischen Konrad Adenauer in Konflikt,

was eine Lebens- und Sinnkrise in ihm auslöste. Als er seinen Frieden mit Adenauer gemacht hatte, wurde er als protestantischer CDU-Politiker ein wichtiger Verbündeter Adenauers gegen die große Koalition in NRW nach den Landtagwahlen 1950 und später ab 1957 im Bundestag für die Umsetzung marktwirtschaftlicher Prinzipien in Finanz- und Steuergesetze.

Mit seiner Ministertätigkeit in Düsseldorf verabschiedete er sich aus der Wuppertaler Kommunalpolitik. Herbers vermag es aus Akten aus dem Archiv der Konrad-Adenauer-Stiftung, dem Stadtarchiv Wuppertal und vielen Nachlasssplittern und auch Zeitzeugengesprächen die Friktionen in der Wuppertaler CDU nachzuzeichnen, da Schmidt die damals üblichen Doppelmandate und Ämterhäufungen ablehnte und nicht mehr in die Niederungen der Kommunalpolitik »hinabsteigen« wollte (S. 95). Einerseits sollten jüngere Kräfte in die Kommunalpolitik nachrücken, aber andererseits geißelte Schmidt auch schon einmal einen »unerträglichen Generationswechsel« in der Wuppertaler CDU, wenn sich drei jüngere Mitglieder für die Spitzenpositionen bewarben.

Nachdem er 1950 kein Landtagsmandat erreicht hatte, erteilte ihn der Ruf Ministerpräsident Karl Arnolds als Wiederaufbauminister, dabei befürwortete Schmidt eigentlich wie Adenauer eine Koalition zwischen CDU und FDP und nicht die »Kleinkoalition« zwischen CDU und Zentrum. In seinem Ressort ging es vor allem vorwiegend um Wohnraummangel, Trümmerbeseitigung, Reparaturen und Unterbringungen. Langsam lief die Bautätigkeit wieder an, sodass während seiner Ministertätigkeit in drei Wohnungsbauprogrammen mehrere 100.000 Wohnungen fertiggebaut werden konnten. Eine besondere Schwierigkeit bestand in der Unterbringung der Heimatvertriebenen in den Ballungszentren besonders im Ruhrgebiet. Ab 1953 wurde Schmidts Ressort mit dem Arbeits- und Sozialministerium zusammengelegt, wodurch Stellen eingespart und Aufgaben auf die neugegründeten Landschaftsverbände verlagert werden sollten. Herbers attestiert Schmidt eine gelungene Amtsführung ohne Skandale mit einigen kreativen Ideen.

Bereits als Landtagsabgeordneter von 1954 bis 1958 war er als Vorkämpfer gegen »schlechte Luft« aufgefallen, im schwerindustriellen NRW war man eher als anderswo an Abgasproblemen, Wasserverschmutzung und Zersiedlung interessiert. Außerdem hatte er sich bereits nach seiner Ministertätigkeit für die Landesplanung und die Raumordnung interessiert. Und war in den Haushaltsdebatten im NRW-Landtag vor allem als sparsamer Haushälter aufgefallen.

Nach seiner Zeit als NRW-Wiederaufbauminister und Landtagsabgeordneter machte sich Schmidt schnell als Bundestagsabgeordneter sowohl ein Name als Finanz- als auch als Umweltpolitiker. Dabei wurde er auf Vorschlag der CDU/CSU-Bundestagsfraktion zum Vorsitzenden der Interparlamentarischen Arbeitsgemeinschaft (IPA) gewählt, die eine Art »Keimzelle der Umweltpolitik« bildete, in der Mandatsträger aus Bund und Land zusammenkamen. Sie unternahmen Vorstöße zu Themen des technischen Umweltschutzes (Luft- oder Gewässerverschmutzung) oder der Raumordnung wie beispielsweise das Bundesraumordnungsgesetz von 1965. Aber auch Bodenschutz und Müllprobleme beschäftigten die IPA und Schmidt wie etwa Kunststoffabfälle, Autoschrott, Ableitung von Fäkalien auf Bundesbahngleisen oder Streusalzgebrauch bei Straßenbäumen. Diese vielfältigen Maßnahmen des Umweltschutzes waren typisch für die »Umbruchszeit« der Naturschutzbewegung in den frühen 1970er

Jahren (Frank Uekötter: Umweltgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, München 2007, S. 73 f.) Dabei ging es noch nicht um spektakuläre Kampagnen und Aktionen, ökologische Zusammenhänge, moralische Begründungen von Umweltpolitik oder Änderungen des Konsumverhaltens, sondern vielmehr darum, mit technischen Lösungen Probleme »zu reparieren«. Herbers nennt im Zusammenhang mit der Staubproblematik Schmidts Spitznamen vom »Bundesstaubsauger«, den dieser gerne zitierte. Der bergische Bundestagsabgeordnete war also umweltpolitisch durchaus seiner Zeit voraus, ihn aber als »frühen« Grünen zu sehen, wäre aber doch zu kurz gegriffen. Das würde auch Schmidts wirtschaftsliberalen Haltung und seinen Hauptaktivitäten als Vorsitzender des Vermittlungsausschusses von Bundestag und Bundesrat sowie Vorsitzender des Bundestagsfinanzausschusses widersprechen.

Herbers hat eine solide gut lesbare politische Biographie vorgelegt: Es wird deutlich, wie vielschichtig die Adenauer-CDU und die langen 1960er Jahre sein konnten und wie Typen wie Schmidt über mehrere Jahrzehnte die Politik der alten Bundesrepublik mitgestalteten, eigenwillig, unabhängig und manchmal auch starrköpfig – vielleicht blieb Schmidt auch deshalb auf Bundesebene ein politisches Spitzenamt versagt.

Anselm Tiggemann, Köln